

eXperimenta

Herausgegeben von Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

märz 2012



Heimat ... und anderes

eXperimenta Sonderausgabe - Seite 5 -

Ausstellung von Emilio Giossi mit Gedichten von Luise Hepp in Florenz.

ANDREAS SCHREIBER SUSANNE VAN HULST CORNELIA BECKER EVELYN VON WARNITZ
FLORIAN CZECH HEINRICH HEINE FRIEDRICH NIETZSCHE HELMUTH SCHLEDER
CHRISTEL WAGNER LEONID FINKEL URSZULA USAKOWSKA-WOLFF KATI SCHWABACH

Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben - www.inkas-institut.de



Editorial



Liebe LeserInnen unserer eXperimenta,

kennen Sie Eisik? Er war dieser arme Schneider, der vor Zeiten in Krakau lebte. Ihm träumte eines Nachts, er solle nach Prag wandern und dort, an der Brücke über die Moldau, graben, dann würde er seinen Schatz finden. Eisik packte sein Bündel und machte sich auf den langen Weg. Nach seinem Schatz dort suchend, fiel er einem Hauptmann auf und erzählte diesem seinen wiederkehrenden Traum. „Wo kämen wir hin, wenn wir Träumen trauen würden?“, meinte der Hauptmann lachend. Er träume seit Tagen, dass er nach Krakau wandern solle, um einen Schatz unter dem Ofen eines armen Juden zu finden...-

Ab jetzt vollendet sich die Geschichte selbst.... Wie wahr doch! Nur wer bereit ist, sich aufzumachen, Vertrautes, Bekanntes hinter sich zu lassen, wird auf diesem Weg ins Ferne, ins Fremde genau das finden können, was er braucht, um zu sich selbst zurückzukehren und um Heimatliches finden zu können, in seiner Umgebung und vor allem in sich selbst.

Wo wir hinsehen, ist die Kunst - Literatur, Malerei wie die Musik- durchdrungen von diesem Motiv und dieser Erfahrung. In der Eschatologie ist der Status des Menschen sogar per definitionem der des Pilgers, des noch Unvollendeten und noch nicht Angekommenen. Der Weg eines jeden ist sehr persönlich, es gibt ihn nur einmal für einen Menschen, und er ist so individuell, wie der Mensch selbst, der ihn geht und ihn mitbestimmt.

Seit alters her ist Heimatlosigkeit eine Form der Askese: im buddhistischen Mönchtum wie im frühen Christentum. Das Fremdsein und sich Entfernen von den eigenen Wurzeln fordert dem Menschen Verzicht ab und führt ihn gar in Versuchung, lässt ihn auf Hilfe und Toleranz angewiesen werden und auf Begegnung und Akzeptanz.

„Weh dem, der keine Heimat hat“, mahnen Nietzsches Worte in „Vereinsamt“ (1887) und wie ein Wegweiser reiht sich dazu Picassos Erfahrung: „ich suche nicht, ich finde...“ -

Ich wünsche Ihnen, liebe LeserInnen, dass Sie auf dem Weg durch diese Ausgabe nicht suchen müssen, was Ihnen entspricht, sondern finden können, was zu Ihnen kommt.

Ihre

Luise Hepp

Friedrich Nietzsche (1844 - 1900)

Vereinsamt

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
bald wird es schnein -
wohl dem, der jetzt noch - Heimat hat!

Nun stehst du starr,
schaust rückwärts, ach! wie lange schon!
Was bist du Narr
vor Winters in die Welt entflohn?

Die Welt - ein Tor
zu tausend Wüsten stumm und kalt!
Wer das verlor,
was du verlorst, macht nirgends halt.

Nun stehst du bleich,
zur Winter-Wanderschaft verflucht,
dem Rauche gleich,
der stets nach kältern Himmeln sucht.

Flieg, Vogel, schnarr
dein Lied im Wüstenvogel-Ton! -
Versteck, du Narr,
dein blutend Herz in Eis und Hohn!

Die Krähen schrein
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
bald wird es schnein,
weh dem, der keine Heimat hat!

eXperimenta

Sonderausgabe zur Ausstellung »Gesto dell'anima«
mit Bildern von Emilio Giossi und Texten von Luise Hepp
im Archivio di Stato di Firenze 18.2. - 9.3.2012

*Edizione speciale sulla mostra »Gesto dell'anima«
con pitture di Emilio Giossi e testi poetici di Luise Hepp
all'Archivio di Stato di Firenze 18.2. - 9.3.2012*

Inhalt

Editorial

Luise Hepp	3
Friedrich Nietzsche: Vereinsamt	4

Sonderausgabe eXperimenta

Ausstellung Florenz	5
---------------------	---

Inhalt

6

Dr. Andreas Schreiber

Mein Hut, meine Heimat	7
------------------------	---

Impression

12

Interview

Deutschland mein Vaterland	13
----------------------------	----

Aus dem INKAS Institut

Nachruf Helmuth Schleder	16
--------------------------	----

Cornelia Becker

Turmgedächtnis II	17
-------------------	----

Christel Wagner

Ein mutiges Kind	20
Eleftheria	20

Aus dem INKAS Institut

Die Kunst des Erzählens - Teneriffa	21
-------------------------------------	----

Evelyn von Warnitz

Menschlichkeit in unserer Gesellschaft	23
--	----

Aus dem INKAS Institut

Die Kunst des Erzählens - Himmerod	25
------------------------------------	----

Schlesisches Volkslied

Kajze mi sie podziol	26
----------------------	----

Christine Hidringer

Bild Dir Deine Meinung	29
------------------------	----

Leonid Finkel

Das unruhige Volk	32
-------------------	----

Florian Czech

47

Der Klassiker

Heinrich Heine	49
----------------	----

Urszula Usakowska-Wolff

Sturm vor der Ruhe	51
--------------------	----

Kati Schwabach

Die Entscheidung	54
------------------	----

Wettbewerbe und Stipendien

62

Impressum

66

Veranstaltungen

Saitenblicke Festival 2012	67
Der Untergang der Titanic	68

Skuli Björnsson`s Hörspieltipp

Der Pound-Prozess

Von Fritz J. Raddatz

17. März 20:05 Uhr - Deutschlandfunk

Unbestritten gehört Ezra Pound, der Verfasser der "Pizan Cantos", zu den bahnbrechenden Lyrikern des vorigen Jahrhunderts. Er hat Autoren wie James Joyce, T. S. Eliot und Ernest Hemingway und deren Werke entscheidend beeinflusst.

Diese Autoren kommen auch im Pound-Prozess zu Wort: Während des Zweiten Weltkrieges hatte Pound über Radio Rom Kommentare gesprochen, derentwegen ihm nach Kriegsende in den USA ein Hochverratsprozess drohte.

Zuvor jedoch wurde in einem Prozess die Frage nach seinem Geisteszustand erörtert; anschließend verbrachte Pound zwölf Jahre in einem Sanatorium.

Fritz J. Raddatz hat in seinem Hörspiel diese Vorgänge rekapituliert.

Regie: Günter Hahn

Mit Hans Paetsch, Alois Garg,

Heinz-Theo Branding,

Gerd Mayen, Rolf Becker, Wolfgang Büttner u.a.

DLF/WDR 1985/82'45

Kurt Schwitters

Man kann auch mit Müllabfällen
schreien ...

Ein Hörspiel von Thomas Zenke

30. März 20:10 Uhr Deutschlandfunk

Dr. Andreas Schreiber

Mein Hut, meine Heimat

Der rotglühende Ball hängt bedrohlich über den 88 Stockwerken des IFC-Tower. Dessen eiserne Krallen in über vierhundert Metern Höhe wollen die außerirdische Bedrohung zangenartig in den Griff bekommen. Ob es gelingt, bleibt fraglich. Das schlierige Grau feuchtschmutziger Luft umhüllt die Szene mit einem mystischen Schleier. Es würde nicht überraschen, wenn gleich noch weitere Glutkugeln über die scharfe Bergkuppe des Victoria Peak schießen und die am Himmel kratzenden Wohngebilde attackieren. Doch nichts weiter passiert, der Sonnenball bleibt allein am Himmel kleben. Plötzlich kippt er rechts hinter dem International Finance Center ab und kuschelt sich in die Deckung von The Center, dem fünfthöchsten Gebäude in Hongkong. Sofort wird es etliche Lux dunkler und ein paar Grade kälter. Die Stahlzangen des IFC greifen ins Leere. Ein Frösteln zieht meine nackten Arme hinauf.

Schnell werfe ich mir meinen dünnen Pullover über. Mein Blick streift die Inselfskyline entlang, von Sheung Wan bis Northpoint. Im Hintergrund türmen sich spitz und steil immergrüne Bergkuppen bis in luftige Höhen und versperren den Blick auf die Weite des Horizonts. Bergmittig ragen die Wohntürme auf, deren oberste Stockwerke eben mit den Gipfeln enden. Zum Hafen hinunter vermehren sich die Hochhäuser hemmungslos, stehen immer dichter, wachsen immer höher und glänzen immer stärker in ihrem Gewand aus Glas und Stahl. Irgendwo im Gewühl der unzähligen, zwanzig bis achtzig Stockwerke hohen Häuser, genauer: direkt gegenüber in Wan Chai, versteckt sich auch das mit nur 32 Etagen verhältnismäßig kleine Häuschen, in dessen 17. Stock ich ein ebenso kleines Appartement bewohne. Sonne gibt es von neun bis neun Uhr vierzig, aber nur im hinteren, knapp acht Quadratmeter kleinen Studierzimmer. Meist schafft sie es jedoch nicht, die nebligen Ausdünstungen der Stadt und der Berge zu durchdringen. Deswegen sitze ich auf der Aussichtsplattform neben dem Pier in Tsim Sha Tsui, im Rücken den berühmten Clock Tower und das eigenwillige Kulturzentrum: ein riesiger Golfball sowie eine überdimensionierte Skaterschanze. Zur Linken läuft die Plattform nahtlos in die Avenue of Stars ein, wo Berühmtheiten wie der Martial Arts Komiker Jackie Chan und viele andere Film-, Funk- und Fernsehstars ihre Hände in feuchten Zement gedrückt hatten. Das einfache Volk sowie die zahllosen Touristen bewundern und verehren diese Betonhände und verewigen ihren Pilgerbesuch in theatralisch gestellten Posen auf Microchips.

Mit mir wohnen noch ein paar weitere Tausend Neugierige dem Spektakel des

fernöstlichen Sonnenuntergangs bei. Der Sonnenball hat sich nun ganz hinter die Kuppe des Mount Davis verzogen und färbt den Himmel über der Insel in schmieriges Rot. Um mich herum wuselt es wie in einem Ameisenhaufen und lärmt es wie in einem großen Call-Center. Unaufhörlich fließt der Strom touristischer Festlandchinesen über die Plattform. Sie lieben es, sich kreuz und quer zu unterhalten. Um dies zu schaffen, überbrüllt der eine den anderen. Damit noch nicht genug, schreien sie auch wie wild in ihr Mobiltelefon. Wahrscheinlich könnten sie auch direkt ohne dieses Gerät miteinander kommunizieren. Der Lärmpegel ist nicht romantisch. Und der Sonnenuntergang auch nicht. Aus dem Meer der asiatischen Touristen ragen ab und zu auch westliche Türme heraus. Die versprengten Gweilo-Grüppchen¹ sind zwar etwas leiser, dafür behäbig und linkisch in ihren Bewegungen. Man könnte die Westler auch als ruppig ansehen, aber es ist nicht klar, ob sie so ungelenk und grobschlächtig sein wollen oder es sein müssen wegen der wuseligen Behändigkeit der Asiaten. Ich starre wieder nach Wan Chai, um doch noch meinen Häuserblock zu erspähen, als mir von rechts hinten ein bayrisches „Mei, is des schee! Da mechat ma goa nimma hoam“ ins Ohr fällt.

Ja, vielleicht, denke ich, vielleicht aber auch nicht. Ungewollt beginne ich wieder auf Deutsch zu denken und fühle eine warme Verbundenheit sogar mit den Bayern in mir aufsteigen, auch wenn es Blödsinn ist, was sie gesagt haben. Nun schlittert mir wieder und wieder die Zeile „Heimat, süße Heimat, wann werden wir uns wiedersehen?“² durch den Kopf. Ich weiß nicht recht, was ich dazu denken soll. Ist nicht Hongkong meine jetzige Heimat, bin

©Florian Czech



¹Gweilo: Kantonesisches Wort für Ausländer.

²Zeile aus einem Lied der einstigen Kabarett-Gruppe „Insterburg & Co“.

ich nicht hier zu Hause? Ich lebe bereits seit zwei Jahren hier, immer in derselben Wohnung, kenne mich langsam wie ein Einheimischer aus und finde, bis auf die vielen Touristen und chinesischen Einwanderer, das geschäftige Gewusel der Hongkongnesen sowie das knarrig schnarrende Kantonesisch, das klingt, als stritten die Gesprächspartner miteinander, ganz heimelig und auch süß. Ich will tatsächlich nicht mehr heim, wenn auch nicht wegen der genannten, hiesigen Schönheit. Warum also befällt mich, nachdem ich Deutsch gehört habe, eine Sehnsucht nach Heimat? Nach was genau sehne ich mich da? Nach Deutschland? Nach Südbaden? Nach Frank, Erwin, Alex und Matze? Trotz herrschendem Umtrieb versuche ich, mir das Wort Heimat auf der Zunge zergehen zu lassen und die aufkeimenden Bilder zu erhaschen.

Ich sehe den grau-glänzenden See mit seinem im Wind knisternd-klappernden Schilfgras am Ufer und den schneebedeckten Alpengipfeln am jenseitigen Ende. Ich sehe den Übergang zur hügelig grünen Landschaft des Hegau mit den schroffen Vulkankegeln, auf dessen platter Spitze ruinierte Ritterburgen thronen. Ich sehe mich heimkommen in die elterliche Wohnung, bedrückend zwar, aber doch sicher und vertraut. Der Weg zur Toilette findet sich mit geschlossenen Augen. Ich sehe das erste Treffen mit alten Freunden in vertrauter Kneipe. Und dann bleiben die Bilder aus. Ich denke weiter an diese Eindrücke und versuche, wieder „Heimat“ zu fühlen. Nichts. Beklemmung taucht auf. Diese hügelig-bergige Landschaft schnürt die Brust ein. Der träge Fluss durch die Heimatstadt bringt nichts Neues mit sich. Der jahrzehntelang gleiche Standort immer derselben Möbel macht das Auge trübe und Mutters Tirade über unaufgeräumte Wäsche und nicht nachpoliertem Wasserhahn stumpfen das Ohr ab. Die Gespräche mit den Kumpels kleben schal und öde auf der Zunge. Es dreht sich um ihre Arbeit, um ihre Kinder, um die Sehnsucht nach fremden Frauen. Will man einmal nicht in die Kneipe kommen, sind sie schnell beleidigt.

Heimat. Schön ist sie nur von außen. Ja, als erstes fällt einem immer der Ort ein. Meist der Ort der Kindheit, des vertrauten Heranwachsens in die immer unvertrauter werdende Welt des Erwachsenseins. Zu dem Ort gesellen sich schnell auch Beziehungen: zur Familie, zu Freunden, zu Geliebten. Das alles ist sehr schön, wenn man daran – zurück – denkt. Es sind die Gewohnheit, die Vertrautheit, die Sicherheit, die als warmes Gefühl in einem aufwallen. Dies gilt für den geographischen Lebensraum ebenso wie für den familiären, sozialen, kulturellen, sprachlichen und erlebnishaften. Heimat ist Ausdruck für das Gewohnte, für das Wohnen. Die wallende Wärme des Heimatgefühls tritt meist erst auf, wenn man im Begriff steht, die Sicherheit des Vertrauten und Gewohnten zu verlieren, wenn man außerhalb ihrer zum Stehen kommt. Doch das von außen und nach hinten schön-gesehene gewohnte Wohnen wird durch die Alltäglichkeit verschattet, wird durch die Aufsässigkeit der Dinge und Menschen, die als Phänomene der Hinderung der Erfüllung eigener Wünsche und Ziele im Wege stehen, verdüstert, wird durch Gewöhnlichkeit hässlich.

Bei alledem wird mir dennoch warm ums Herz, wenn ich an die ausgelassenen Radtouren durchs Ried bis an den Bodensee bei sommerlichem Grillenzirpen und jugendlichem Rumbloßeln denke. Warum nur? Warum erscheint als Heimat immer die Scholle des Aufwachsens? Weil wir als Kinder und Jugendliche lernten, das Leben zu leben, mit dem Leben an sich sowie mit dem je eigenen Leben fertig zu werden. Wir lernten, zu überleben, wir lernten, uns selbst für überlebensfähig zu halten. Das Wohnen zu lernen heißt, Wurzeln zu schlagen. Wurzeln gewähren Wachstum. Wurzeln wachsen. Wurzeln verlassen, über kurz oder lang, ihren Wurzelboden, strecken sich, recken sich über ihre Heimat hinaus – sei es als Wurzelgeflecht innerhalb der Erde, sei es als Pflanze in die Weite des Äthers. Johann Peter Hebel gibt diesem Gedanken einen lyrischen Ausdruck: „Wir sind Pflanzen, die – wir mögen es uns gerne gestehen oder nicht – mit den Wurzeln aus der Erde steigen müssen, um im Äther zu blühen und Früchte tragen zu können.“ So ist Heimat nicht nur die Ortsbestimmung der Herkunft, nicht nur Symbol der Vergangenheit und Vergänglichkeit, sondern seinem Wesen nach der Absprungsboden, das Sprungbrett in die Zukunft, in eine neue Welt, in ein neues Leben, in Orte, fern der Heimat, also in die Heimatferne – oder in die Heimatlosigkeit?

Heidegger, der Philosoph der Heimat und heimatlichen Ackerscholle par excellence, prägte einst den Spruch: „Herkunft aber bleibt stets Zukunft“. Doch was heißt das? Es meint, dass der Heimatflüchtige sowie der Heimatflüchtende zwar weit über seinen Wurzelboden hinauspringt, ihm vielleicht sogar gewaltsam entrissen wird, dass er in diesem Sprung aber seine Heimat immer auch mitträgt, mitnimmt. Mehr noch: Die Heimat, die Herkunft, überholt den springenden Flüchtling und kommt als neuer und im neuen Boden wieder auf ihn zu. Alte Heimat kehrt in der Ferne als neue zurück. Somit ist die Vergangenheit stets zukünftig. Es meint, dass wir unsere Heimat doch nie verlieren können, dass wir sie andererseits aber je und längst schon verloren haben. Nicht erst die Emigration aus der schändlichen, unwürdig gewordenen Heimat, die mit Gräueltaten selbst die heimische Sprache verunmöglichte, wie es viele Dichter und Denker Anfang des 20. Jh. erfahren mussten, macht uns heimatlos und existenziell entwurzelt oder, wie es einst der Denker Lukacs in anderem Zusammenhang formulierte, transzendental obdachlos. Vielmehr ist es das Leben selbst, das uns der Heimat entsetzt, das uns dem Wurzelgrund entreißt und in mannigfaltige Unheimlichkeiten katapultiert.

Leben heißt existieren, ex-sistere. Dies meint ein Hinausstehen, Transzendieren, Überschreiten. Es meint ein Verlassen, ein Hintersichlassen des Gewohnten und Vertrauten, der Herkunft und der Heimat. Leben heißt: Auszug in die Heimatlosigkeit, Absprung vom Mutterboden, Schweben über dem Abgrund. Der Grund, der einem dabei abgeht, ist die herkünftige Heimat. Das Schweben, das wir schwindelnd erleiden, ist die Ausgesetztheit in die Fremde, von der aus der Boden als Absprungsboden erst seinen Bezug, erst seine – rückgedeutete – Schönheit erfährt. Doch der Sprung kennzeichnet das, was allein Leben

ausmacht: Bewegung, Wandel, Gefahr! Denken wir das zu Ende, dann ist unsere ontologische Grundposition – ausgehend vom Begriff Heimat – die der Heimatlosigkeit, der Ausgesetztheit ins Unheimliche, Unvertraute, Ungewohnte, Unbestimmbare – positiv formuliert: ins Nichts!

Angesichts der Dialektik zwischen Heimat und Fremde, die erst beide Pole in ihr Eigentliches bringt, ist unser psychologisch-existenzielles Grundgefühl das des Heimwehs! Uns schwindelt beim Schweben über diesem nichtigen Grund, dass uns Angst und Bange wird, dass wir über diese Ausgesetztheit verzweifeln. Und nur ein sicherer Hafen, eine Heimat kann uns retten, uns trösten, uns heilen. Dabei aber passiert das Paradoxon des menschlichen Seins: Als Leben führt es uns je neu in die Heimatlosigkeit. Dieser psychisch-geistig zu entrinnen, sehnen wir uns nach Heimkehr. Doch immer wieder und weiter ausgesetzt in die Fremde, fortgetragen von der Heimat, können wir nicht und nie mehr zur Heimat zurückkehren, sondern müssen uns je neu eine Heimstatt erst und wieder und weiter erbauen. Dieses Bauen und Bilden ist zukünftig. Insofern kommt Herkunft als Zukunft auf uns zurück – nicht umgekehrt. Haben wir dies erkannt, liegt der Trost darin, dass wir vermögen, überall und immer neu Heimat zu erschaffen.

Es ist kalt geworden mittlerweile und dunkel, wenn auch nicht leerer auf der Aussichtsplattform in Tsim Sha Tsui. Eine Melodie im Kopfe, recke ich meine steifen, kalten Glieder und mache mich auf den Weg. „Where ever I lay my hat, that's my home!“, sang einst dazu Paul Young. Ich schlendere mit den Massen zum Pier der Star Ferry und tuckere gemütlich übers Becken des Victoria Harbour nach Wan Chai. Seltsam aufgeräumt und ruhig lasse ich mich zurück zu meiner kleinen Wohnung schieben, in der ich mich heimisch aufs Sofa kuscheln und glücklich darüber sein werde, mir Hongkong zur neuen Heimat gemacht zu haben.



©Florian Czech

Impression



Ropes

©Susanne Van Hulst

Interview

Deutschland mein Vaterland, Fragen an deutsche Jugendliche

Das Interview mit **Philipp Ostmann**, 17 Jahre, Schüler der 12. Jahrgangsstufe führte Gabi Kremeskötter.

Mit **Marvin**, 17 Jahre, FOS mit Ausbildung zum Bürokaufmann, Stellvertretender Vorstandsvorsitzender des CDU Ortsverband Nistertal sprach Michaela Stumpf.

eXperimenta: *Wie fühlt es sich an, als deutscher Jugendlicher in Deutschland zu leben?*

Philipp Ostmann: Es ist schwer, sich in irgendeine Gruppe einzugliedern, da es sehr viele gibt und viele in krassen Gegensätzen zueinander stehen.

Marvin: Ich fühle mich in Deutschland und der Deutschen Politik sehr, sehr wohl. Wenn ich mir andere Länder anschau, in denen Armut, Hungersnot und Unterdrückung herrscht, kann ich sehr froh sein, hier in Deutschland zu leben.

eXperimenta: *Bist du stolz darauf, ein Deutscher zu sein?*

Philipp Ostmann: Ja

Marvin: Ich bin sehr stolz auf mein Land, besonders wenn man überlegt, dass Deutschland in der Geschichte schon mehrmals am Boden lag, besonders nach dem 2. Weltkrieg. Was da unsere Vorfahren geschaffen haben, ist mit Respekt zu behandeln und sollte auch mit Dankbarkeit betrachtet werden. Besonders die damaligen Politiker hatten sehr gute Ideen und ein Konrad Adenauer und Ludwig Erhardt sind der Grund, dass ich Mitglied der CDU bin. Ich denke die Fehler, die hier im Land laufen, die kann man abstellen und warum nicht in der Politik aktiv werden? Außerdem ist das ganz einfach, auch schon für Jugendliche, die Parteien haben auch Jugendorganisationen, wie es bei uns die Junge Union ist.

eXperimenta: *Was macht Deutschland aus?*

Philipp Ostmann: Hoch angesehene Wirtschaft

Marvin: Wie ich vorhin schon mal sagte, sind wir ein Kämpfervolk. Wir können aus nichts viel machen.

eXperimenta: *Welche Werte vertritt Deutschland oder sollte Deutschland vertreten?*

Philipp Ostmann: Toleranz, gegen Rassismus (wobei das oft zu sehr betont wird).

Marvin: Deutschland sollte auf jeden Fall die Demokratie vertreten und zwar so, wie wir sie hier in Deutschland haben. Diese Form der Demokratie ist, wenn ich die mit der von den USA vergleiche, viel besser. Zudem sollten wir unsere drei Grundprinzipien vertreten und zwar für Recht, Freiheit und Meinungsfreiheit. Das sind die Freiheiten, die ein Mensch braucht, um glücklich zu sein mit der herrschenden Staatsform und man hat in der Vergangenheit gesehen, dass nur die Demokratie dies bieten kann.

eXperimenta: *Hat Deutschland Schuld auf sich geladen?*

Philipp Ostmann: Nein, da die Schuldigen zu 99% bereits gestorben sind und es damals nur ein kleiner Kreis war, der den schlechten Einfluss verübt hat.

Marvin: Ja, aber wenn man sich überlegt, dass es über 60 Jahre her ist und dass die damaligen Führungskräfte und Nazis schon alle tot sind und man überlegt wie viele Jahre das deutsche Volk darunter gelitten hat (Nachkriegszeit, Teilung Deutschlands in Ost und West) ist es langsam gut mit den Vorwürfen an den Deutschen. Man hat aus den Fehlern gelernt und sollte uns die Vergangenheit nicht ewig vorwerfen.

eXperimenta: *Hat Deutschland eine besondere Verantwortung in der Welt?*

Philipp Ostmann: Hinsichtlich Rassismus hat besonders Deutschland die Aufgabe der Aufklärung, aber was Umweltschutz angeht, haben die USA oder Japan weit größere Verantwortung.

Marvin: Ja, auf jeden Fall. Wenn man sich die Weltkarte anschaut, sieht man, dass wir ziemlich mittig der Erde liegen. Genauso ist es auch in der Politik. Durch die EU und den gemeinsamen Euro sind wir ziemlich stark in der Welt geworden. Wir sind stärker als der Dollar und sind dadurch jemand in der Welt, also Deutschland ist schon lange nicht mehr ein kleines Licht.

eXperimenta: *Bist du für Auslandseinsätze der deutschen Bundeswehr?*

Philipp Ostmann: Deutschland sollte auch nach außen hin für den Weltfrieden eintreten, allerdings nicht damit, dass eigene Soldaten für Konflikte sterben, die sie nichts angehen.

Marvin: Ich bin auf jeden Fall dafür, jedoch nur, dass sie anders laufen. Ich finde, wir sollten besonders in der 3. Welt unsere Leute stationieren. Die Länder da unten sind im Aufbruch und stürzen ihre Machthaber. Wir sollten ihnen helfen und bei dem Aufbau einer neuen Regierung helfen. Wir sollten ihnen helfen, eine Demokratie nach deutschem Vorbild aufzubauen.

eXperimenta: *Gibt es für dich einen Unterschied zwischen Ost- und Westdeutschland?*

Philipp Ostmann: Der Unterschied besteht für mich höchstens darin, dass der Wohlstand zum Teil deutlich unterschiedlich ist.

Marvin: Einen Unterschied sehe ich nicht, wir verstehen uns alle als Deutsche und sind, denke ich, auch stolz darauf. Wir sind EINE Nation und das sieht man meiner Meinung nach auch oft bei Fußballturnieren wie bei der WM 2010 und ich bin mir sicher, wir werden auch dieses Jahr wieder die Deutschlandflaggen am Auto sehen.

eXperimenta: *Deutschland ist Mitglied der europäischen Union. Wie wichtig ist für dich Europa?*

Philipp Ostmann: Europa finde ich gut, solange es die jeweilige Kultur des Landes respektiert und nicht zu sehr eingreift. Außerdem sollte Europa auch auf die einzelnen Stimmen des Staates hören und nicht nur auf die Regierungen (s. ACTA).

Marvin: In meinen Augen ist die EU sehr wichtig für unser Land. Wir haben durch die EU eine starke Währung und einen sehr starken Wirtschaftsmotor. Wenn man die EU mal genauer betrachtet, sieht man, dass wir einige Ähnlichkeiten mit den USA haben. Für mich klingen die Vereinigten Staaten von Europa auch nicht mehr ganz absurd. Ganz im Gegenteil, politisch und wirtschaftlich ist es sehr attraktiv.

eXperimenta: *Gibt es andere Staaten, mit denen Deutschland verbündet sein sollte?*

Philipp Ostmann: Optimal wäre es, wenn kein Staat dieser Erde ein Bündnis nötig hätte, also eher nein.

Marvin: Was Frau Dr. Merkel richtig macht, sind die Verhandlungen mit China, so können wir uns weiter von den USA absetzen. Natürlich ist das auch gefährlich für Deutschland, aber mit Frau Dr. Merkel haben wir eine starke „Pokerspielerin“, mit denen selbst die Weltmächte einen sehr starken „Verhandlungsgegner“ haben.

eXperimenta: *Was denkst du über die Beziehungen von Deutschland zu den USA?*

Philipp Ostmann: Ich finde es gut, dass die Beziehungen guter Natur sind und dadurch Informationen ungehindert ausgetauscht werden können, da Deutschland so auch ein gewisses Verständnis für Umweltschutz an die USA weitergeben kann.

Marvin: Die Verbindungen zur USA sind schon sehr wichtig für uns. Jedoch sind wir von den USA doch sehr abhängig und müssen uns davon entfernen, was wir meiner Meinung nach auch sehr gut mit der jetzigen Regierung machen. Wir befinden uns auf einem guten Weg, ein gleichstarker Verhandlungspartner der USA zu werden.

Aus dem INKAS Institut



Hillesheim, den 16. Februar 2012

Helmuth Schleder, Student am INKAS Institut von 2002 bis 2004, ist am 16. Februar gestorben.

Er war dem Institut viele Jahre als Organisator von Lesungen und Seminaren verbunden.

Danke für alles!



Lieber Helmuth, wir werden Dich vermissen!

Rüdiger Heins und Deine ehemaligen Kommiliton(inn)en

www.inkas-institut.de

Cornelia Becker



Turmgedächtnis II

Und wir folgten der Alten in den Turm, sie ging uns voraus, die Treppen hinauf, wir drehten uns höher und höher in das enge Bauwerk hinein, das einmal hundertdreizehn Meter hoch gewesen war und damit der höchste Turm dieser Stadt, die wir nun unter uns zurückließen, nur ihre Geräusche brandeten noch eine Weile heran. Lachend zuerst, tipten wir uns an die Stirn, wie verrückt die Alte doch war, und kicherten über unsere eigene Verrücktheit und unseren Hunger auf wildes Leben. Welches Abenteuer, ihr in diese Ruine zu folgen, uns ihrer Stimme anzuvertrauen, die uns, immer vorauseilend, mit sich hinaufzog in das baufällige Wrack, vor hundertfünfzehn Jahren errichtet, der höchste Turm der Metropole, der zu einer alten Kirche gehört hatte, wie wir wohl wussten, und den die heutigen Bewohner dieser Stadt den hohlen Zahn nennen. Wir schraubten uns langsam hinauf, verwundert über die Steinstufen unter unseren Füßen, schief und ausgetreten zwar, von Tausenden und Abertausenden hoffnungsvoller Schritte der Besucher vor uns, doch fest und sicher und die uns wegtrugen von den brodelnden Geräuschen der Stadt. Und die Alte, uns immer lachend, leichtfüßig voraus - hin und wieder sahen wir eine Wade in groben Strümpfen, die aufgebrochene Naht ihrer alten porösen Turnschuhe vor uns - wurde nicht müde, uns die Geschichte des Turmes und seiner fünf Glocken zu erzählen: Bronzegeschütze, im Krieg erbeutet, aus Frankreich hergeschleppt, eingeschmolzen und zu Kirchenglocken gegossen. Fünfhundert Stufen hinauf in den Turm, immer weiter hinauf, doch langsam gewahr werdend, dass wir in dem Schlund dieser sich im Kreise drehenden Treppe steckten, so als seien wir vom Turm verschluckt worden und versuchten nun, in gegenläufiger Richtung wieder hinaus zu gelangen. Kalt und modrig um uns herum, es roch nach Pilz und feuchtem Mauerwerk, setzten wir unsere Schritte jetzt blind. Fünfhundert Stufen hinauf in den Glockenstuhl, wo einmal fünf Glocken gehangen hatten, so riesig, so schwer, dass es zwanzig Glöckner bedurfte, sie zu bewegen und sie zum Tönen zu bringen! Und deren Klang an jenem Abend, als sie eingeweiht wurden, so laut und mächtig über der Stadt dröhnten, dass die Klagen der Wölfe, ihr aufgeschrecktes Heulen und Bellen aus dem nahe gelegenen Zoologischen Garten lange nachhallten. Die Tiere hatten an ihren Gattern gekratzt, heulend, heiser vor Aufregung und nun glaubten auch wir, von draußen ihr rauhes Bellen und Winseln zu hören, weit weg und tief unter uns, während die Stadt und ihr ununterbrochenes Rumoren gar nicht mehr vorhanden war, verschluckt vom dicken Mauerwerk des Turmes. Die Stimme der Alten bewegte sich so weit über uns, dass sie, dumpfer und leiser geworden, im Gemäuer

festzustecken schien, als würden die Steine selbst ihre Geschichte erzählen.

Und manchmal verstummte sie ganz.

Ruckartig, als würden wir plötzlich aus tiefem Schlaf erwachen, durchzuckte es unsere Körper und mit Entsetzen erkannten wir, wohin sie uns geführt hatte: Wir hingen in verrosteten Stahlkonstruktionen, unsere Hände ertasteten ein Leitergerüst, schwankend unter unseren Füßen, geborstener Stein über uns, brüchiges Mauerwerk, ein schwarzes klaffendes Loch zur Seite und das Lachen und jeder Ton blieb uns im Halse stecken... Wohin bringt sie uns? Wir hätten nicht mitgehen dürfen. Nur still jetzt, still ... „Dreihundertzwanzig“, rief die Stimme von oben herab, „es sind noch dreihundertundzwanzig Stufen“, und ängstlich, zaghaft, stiegen wir weiter hinauf. Der Stein unter unseren Händen erwärmte sich nicht, doch festes Mauerwerk umgab uns nun wieder, während die Stimme uns weiter leitete, diese Stimme, die wir jetzt gleichermaßen fürchteten wie herbei sehnten. Wir ahnten, doch noch trauten wir uns nicht, den Gedanken bis zu Ende zu denken, dass sie es war, die die Stufen unter unseren Füßen, die Wände, den bröckelnden Putz, den kühlen Stein, der nach Pilz und Feuchtigkeit roch, mit ihren Worten baute und uns durch Zeitschichten führte und die Geschichte des Turmes erzählte: Unzählige Male mussten die Glöckner hinaufsteigen, um die Glocken einzuschwingen, die Bewohner der Stadt hörten stolz auf ihren Klang, heulten mit den Wölfen und zuckten mit den Schultern, was konnten sie schon ausrichten? „Und dass ihnen auch nichts erspart bliebe!“ sagten sie, als die Glocken im Zweiten Weltkrieg wieder abgenommen wurden, um sie erneut einzuschmelzen und zu Kriegsgerät zu verarbeiten. Doch damals, am Abend der Einweihung - als die fünf mächtigen Glocken zum ersten Mal läuteten, laut und überwältigend - hatte niemand damit gerechnet, dass die Wölfe so unruhig sein würden, dass sie an ihren Gattern zerrten und kratzten, bis ihre Krallen blutig waren ... Und wir folgten der Alten oder dem, was von ihr übrig war, dem dumpfen Klang ihrer Stimme, keuchend hinauf, Stufe um Stufe, eingehüllt in den Widerhall der eigenen stapfenden Schritte und unserem leisen Stöhnen und Fluchen. „Die schreckliche Alte ... sie erinnert sich an alles ... Ja, sie hätte uns sagen sollen ...“, so flüsterten wir miteinander, jedoch immer darauf bedacht, ihre Stimme nicht zu verlieren.

Cornelia Becker, studierte u.a. Germanistik und Spanisch. Lehrjahre in Spanien; Fremdenführerin, Übersetzerin, Barbesitzerin. Lebt heute mit ihrer Familie in Berlin. Schreibt Prosa, Lyrik, Hörstücke. Zahlreiche Publikationen von Erzählungen in Zeitschriften, Anthologien (u.a. Rowohlt, Eichborn, Aufbau Verlag) und im Rundfunk. Realisation intermedialer Kunstprojekte. Erhielt neben anderen Förderpreisen zuletzt das Arbeitsstipendium für Berliner Schriftsteller. Im Juni 2009 erschien ihr Hörbuch „MagentaRot“ im Wolpertinger Verlag, Berlin Herbst 2011 wurde der Erzählungsband „Eintritt Frei“ im Achter-Verlag publiziert In Vorbereitung für Frühjahr 2012 ein weiteres Hörbuch im Verlag: editionfux www.corneliabecker.jimdo.com

Niemand glaubte jetzt noch an ein kleines amüsantes Abenteuer, der Alten hinauf folgend über Stufen, die nicht mehr schief und ausgetreten unter unseren Füßen lagen, sondern schartig und aufgeborsten, so dass wir vorsichtig tasten mussten. „Hundertachtzig Stufen“, dirigierte sie uns weiter. Wir fügten uns - was sonst konnten wir tun? Wissend, dass sich unter ihren Worten Mauern und Geschichte neu formten, Fugen sich schlossen und der bröckelnde Putz fest wurde - eingeschüchtert, immer darauf bedacht, ihre Stimme nicht zu verlieren. Das Mauerwerk war jetzt nichts weiter als kalter, nasser Stein unter unseren Händen. „Habt Vertrauen!“ rief es von oben, es klang wie das Rieseln der morschen Wände. Wir wussten, dass wir uns die Ohren nicht verstopfen konnten, gegen die Geschichte des Turms, die sie unaufhaltsam weitererzählte, wussten, dass sie seine Zerstörung bisher aus ihren Erzählungen ausgeklammert hatte: Die Bombenangriffe, die ein Feuer entzündeten, das bis zum Himmel reichte, die Dächer der Stadt verbrannte und die Spitze des höchsten Kirchturmes abspringen ließ wie ein Bauklötzchen in einer Spielzeugwelt. Und die Wölfe im Zoo, Bäume, Steine, Menschen zu Staub zerrieb. Wir durften unsere Ohren nicht verschließen, mussten ihr, die uns in Schleifen und Bögen die Geschichte des Turms erzählte und mit ihren Worten Steine zu Stufen stapelte, vertrauen. „Noch fünfzig Stufen, dann ist es geschafft“, lachte sie über uns, plauderte weiter über den alten Turm, der seit hundertfünfzehn Jahren über die Stadt schaut, auch wenn er heute nur noch achtundsechzig Meter misst, mit seinen fünfhundert Stufen und fünf Glocken, bei deren Klang die Wölfe geheult hatten und alle überrascht waren, denn damit hatte niemand gerechnet, und man hatte die Polizei zum Zoologischen Garten geschickt, die jedoch nichts ausrichten konnte ... Wir waren nun wirklich erschöpft, in diesem Schlund gefangen, unter uns das Knurren der Wölfe, über uns der nackte Himmel, denn was sonst würde uns oben erwarten? Und endlich traten wir hinaus auf eine Plattform, geborstenes Mauerwerk über uns, durch das der nächtliche Himmel zu uns herunterfiel, fahles Mondlicht herein sickerte, und die Alte saß kichernd am ausgezackten

©Florian Czech



Mauerrand, mitten im Krater der Geschichte, wie ein keckes Hütchen trug sie die Mondsichel über ihrem Kopf und ließ die Beine baumeln.

(„Turmgedächtnis“ wurde im Erzählungsband: „Eintritt frei“ im Achter-Verlag, 2011 veröffentlicht.)

Christel Wagner



ein mutiges kind

wie sie auf mich zeigte
wie ich triumph in
ihre augen zauberte
als dauerdank dafür
nur im radio die bomben
fallen zu hören
ein friedenskind
kennt keine angst

eleftheria

mit trommelwirbeln zog ich aus
gedankenfreiheit fordernd
der vaterblick verstört mein herz
die trommel die muss lauter schlagen
ach liebes kind was willst du denn
ich gab dir doch schon längst dein recht
wenns frei nicht wär was du dir denkst
ich hätt dich längst verloren
eleftheria (griechisch), Freiheit



Eugène Delacroix:
La liberté guidant le peuple, Quelle wikipedia.de



Die Kunst des Erzählens

Schreibwoche 6. bis 13. November 2012

auf Teneriffa



www.finca-chiratal.de

Finca El Chiratal

In der Abgeschiedenheit der Bio-Finca „El Chiratal“ beschäftigen sich die Seminarteilnehmer mit den Möglichkeiten, den eigenen Schreibprozess einzuleiten



Schreibend entdecken wir unbekannte Kontinente, die tief in unserem Innern verborgen sind. Die Schreibübungen sind so angelegt, dass Sie den Erinnerungsfundus Ihrer eigenen Erfahrung nutzen können, um Gedichte oder Geschichten schreiben zu können.



Mit Modulen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Textkulissen eigener Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt. Die Textarbeit wird von Ruhe- und Meditationsübungen begleitet, die den Schreibprozess aktivieren und die Kreativität fördern.

Der Schriftsteller, Dozent und Studienleiter am **INKAS Institut für KreAtives Schreiben**, **Rüdiger Heins**, leitet das Seminar.

Für dieses Seminar ist keine Vorkenntnis nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.



Anzahl der Teilnehmer: 11

Seminargebühr inkl. Einzelzimmer und Gruppen-Mietwagen, ohne Verpflegung, ohne Flug

590 Euro

Bei Buchung ist eine Anzahlung von 200 Euro zu leisten.

Website: www.inkas-institut.de

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Schriftsteller,

www.ruedigerheins.de

Telefon: +49 (0) 6721 - 921060 - eMail: info@inkas-id.de

Seminarablauf:

Dienstag, 6.11. und 13.11. sind An- und Abreisetage
Der Ablauf der Seminartage wird vor Ort abgesprochen.

Die biologisch bewirtschaftete **Finca El Chiratal** mit 6 Ferienwohnungen und 2 freistehenden Bungalows liegt im Südwesten der Insel Teneriffa zwischen Guía de Isora und Playa San Juan.

Die Ferienanlage von ca. 2.500 qm erstreckt sich über 3 Terrassen. Zwischen Palmen und Yuccas laden eine gemütliche Zone am Pool, eine Sonnenterrasse mit traumhaftem Ausblick, ein schattiger Pavillon und eine Selbstbedienungs-Bar zum Relaxen ein.

Die Wohnungen und Bungalows sind einfach, aber gemütlich eingerichtet. Bettwäsche, Handtücher etc. sind vorhanden.

Pro 4 Personen wird ein Mietwagen zur Verfügung gestellt, da die Finca völlig abseits des Massentourismus liegt. Pro Fahrzeug können 2 Fahrer eingetragen werden. Die Benzinkosten werden nach Verbrauch anteilig berechnet. Die Seminarteilnehmer verpflegen sich selbst (entweder gemeinsam kochen/grillen oder in umliegenden Restaurants essen gehen).

Die Unterbringung erfolgt in Einzelzimmern - die Appartements sind wie folgt aufgeteilt:

3 Appartements 1 Schlafzimmer

2 Appartements 2 Schlafzimmer

1 Appartement 3 Schlafzimmer

Bad und Küche werden jeweils gemeinsam genutzt.

Verlängerung ist möglich, allerdings muß dann ein eigenes Fahrzeug gemietet werden. Bei Fragen bezüglich der Unterkunft wenden Sie sich bitte an Saskia Pasión

email: saskia@finca-chiratal.de - Homepage Finca: www.finca-chiratal.de

Homepage Saskia: www.saskia-pasion.net



Evelyn von Warnitz

Menschlichkeit in unserer Gesellschaft:

Es ist Zeit, die Uhren umzustellen

An der Kasse eines Supermarktes.

Ich hatte meine Einkäufe erledigt und wartete.

Und wartete.

Und wartete...

Ungeduld machte sich hinter mir breit.

Vor mir versuchten zwei vom Alter gezeichnete Damen, mühsam der schnellen Abwicklung an der Kasse zu folgen, was ihnen offensichtlich nicht gelang.

Die vom Leben gezeichneten Hände ergriffen nur zitternd die Waren, die die Kassiererin schneller über den Scanner schob, als den beiden lieb war.

Die Kassiererin musste ihre Tätigkeit unterbrechen.

„Haben die niemanden, der für die einkaufen gehen kann? Wenn man's nicht mehr packt, sollte man einfach daheim bleiben!“ erboste sich ein Mann hinter mir.

„Was ist denn da vorne los?“ Ein weiterer, ungeduldiger Zwischenruf.

Schließlich waren alle eingekauften Lebensmittel im Einkaufswagen verstaut, und nun sollten die alten Damen bezahlen.

Die zitternde, wunderbar gezeichnete Hand einer der Damen versuchte, den Betrag passend zusammenzusuchen.

Es dauerte eine Weile, bis sie dies geschafft hatte.

Evelyn von Warnitz
Wurde am 18. Juli 1967 in
Darmstadt geboren und
arbeitet als Ghostwriterin.
Nach langjähriger Tätigkeit als
Vorstandssekretärin und
Verlagsangestellte schreibt
sie seit einigen Jahren
Romane und als Ghostwriterin
über die Thematik soziale und
humane Ungerechtigkeit.
Sie lebt in Gernsheim am
Rhein.
Kontakt:
vonwarnitz@yahoo.com

Ich betrachtete sie.

In drei Jahrzehnten würde ich vielleicht im gleichen Tempo die alltäglichen Anforderungen des Lebens bewältigen müssen. Und mit mir mehr Menschen als je zuvor in unserem Land.

Sollen wir dann alle zu Hause auf dem Sofa sitzen bleiben, nur weil wir beim Einkauf nicht mehr mit der Schnelligkeit unserer Gesellschaft mithalten können?

„Wir müssen so schnell sein...Vorgabe von oben..es tut mir leid!“ sagte die KassiererIn noch freundlich zu den Damen, die nur zurücklächelten.

Vorgabe von oben.

Ich stelle mir die Frage, wer wird wohl in zwanzig Jahren die Schnelligkeit in unserer Gesellschaft bestimmen und wünsche mir den guten alten Tante-Emma-Laden zurück, der meine Kindheitserinnerung durch die Freundlichkeit und die Gelassenheit des Inhabers prägte.

Wir sollten heute bereits damit beginnen, die Uhren auf mehr Menschlichkeit im Umgang mit dem Alter zu stellen.



Fotografie: Susanne Schug - www.schug-design.de

Aus dem INKAS Institut

Die Kunst des Erzählens

21. bis 25. Mai 2012

Intensivseminar für eine kleine Gruppe



©Bruder Oliver Abtei Himmerod

In der Abgeschlossenheit des Klosters Himmerod beschäftigen sich die Seminarteilnehmer mit den Möglichkeiten, den eigenen Schreibprozess einzuleiten.

Schreibend entdecken wir unbekannte Kontinente, die tief in unserem Innern verborgen sind. Die Schreibübungen sind so angelegt, dass Sie den Erinnerungsfundus Ihrer eigenen Erfahrung nutzen können, um Gedichte oder

Geschichten schreiben zu können. Mit Modulen des „Kreativen Schreibens“ werden die Seminarteilnehmer in die Textkulissen eigener Kurzgeschichten und Gedichte eingeführt.

Die Textarbeit wird von Ruhe- und Meditationsübungen begleitet, die den Schreibprozess aktivieren und die Kreativität fördern.

Der Schriftsteller und Dozent Rüdiger Heins leitet das Seminar. Er ist Studienleiter am INKAS Institut für KreAtives Schreiben. Für dieses Seminar ist keine Vorkenntnis nötig. Die Inhalte sind für Anfänger und Fortgeschrittene geeignet.

Seminargebühr incl. Einzelzimmer im Kloster und Vollverpflegung: 650€

Website: www.inkas-institut.de

Seminarleiter: Rüdiger Heins, Schriftsteller, www.ruedigerheins.de

Telefon: +49 (0) 6721 - 921060

eMail: info@inkas-id.de



©Bruder Oliver Abtei Himmerod

Kajze mi sie podziol

Volkslied aus Oberschlesien

Kajze mi sie podziol
moj synocek miły?
Pewnie go w powstaniu
złe wrogi zabiły.

Zodnej jo podpory
juz nie byda miała,
choćbych moje stare
ocy wyplakała.

Wohin ist er gegangen
Mein geliebter Sohn?
Sicher
Haben im Aufstand
Böse Feinde ihn erschlagen

Keine Unterstützung
Werde ich haben
Obwohl
Meine alten Augen
Längst sind ausgeweint

Wy niedobrzy ludzie,
dlo Boga świętego
cemuście zabili
synocka mojego?

Choćby z mych łez gorzkich
drugo Odra była,
jesce by synocka
mi nie ożywiła.

Sündige Menschen
Dem Heiligen Gotte
Seid Ihr
Warum habt Ihr gemordet
Meinen geliebten Sohn?

Und würde aus bitteren Tränen
Eine andere Oder fließen
Würd sie nicht
Den geliebten Sohn
Mir zum Leben hin erwecken

Leży on tam w grobie,
a ja nie wiem kandy
choć się opytują
między ludźmi wsandy.

Ej, ćwierkejcie mu tam,
wy ptosecki boże,
kiedy mamulicka
znaleźć go nie może.

Er liegt dort im Grab
Ich weiß nicht wo
Überall
Bei den Menschen
Stell ich die Frage

Ach, pfeift ihm ein Lied
Ihr göttlichen Vögel
Dort
Wo sein Mütterchen
Ihn nicht finden kann

Może nieboroczek
leży jak w dołeczku,
a mogłby się leżeć
na swoim przypiecku.

A ty, boże kwiecie,
kwitnijże w około,
niech się synockowi
choć leży wesoło

In einer elenden Grube
Mag er liegen irgendwo
Statt
Sich faul zu wärmen
Auf der kleinen Ofenbank

Und Du Gottes Blume
Triebe Blüten dort
Damit
Mein Kindchen fröhlich
Seine Ruhe finden kann

Nachdichtung: Joachim Mols

Das Lied wurde übrigens von Henryk Gorecki als 3. Movement in seinen sorrowful songs bzw. der III Symfonia "Symfonia pieśni żałobnych" verwendet. Wir können diese wunderbare Musik nur weiterempfehlen.

http://pl.wikipedia.org/w/index.php?title=Plik:Plebiscyt_plakat.jpg&filetimestamp=20110915223857

Quelle: Wikipedia Commons

Überschrift: Mama, Denk an mich!

Unterschrift: Stimme für Polen!



Weiß die Heimat immer, wem sie gehört? In der bitteren Geschichte Oberschlesiens war das nicht der Fall. Nach dem ersten Weltkrieg kam es zu einer Volksabstimmung über die Frage, wo die Grenze zwischen Polen und Deutschland verlaufen sollte. Der Riss ging mitten durch die Familien. Bruder und Schwester, Onkel und Tante standen auf verschiedenen Seiten, fühlten sich in diesem Mischgebiet mal eher polnisch, mal eher deutsch. Vor und nach der Volksabstimmung kam es zu blutigen Aufständen, deren Wunden teilweise trotz der ehrlichsten Bemühungen beider EU-Mitglieder bis heute nicht verheilt sind. Das oben angeführte Lied sowie dieses Beispiel polnischer Plakatkunst stammen aus dieser Zeit. Sie sollten allen Nationalisten zu denken geben.

©Florian Czech



Christine Hidringer



Bild Dir Deine Meinung

Moralische Betrachtung zur Verb-Bildung in der deutschen Sprache

Silvester 1946. Deutschland lag geschlagen und erstarrt in Kälte, in Hunger, in Armut. Der Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings hielt in St. Engelbert in Köln-Riehl seine Jahresendpredigt, unter anderem über die zehn Gebote. Zum 7. Gebot (Du sollst nicht stehlen) sagte er zum Entsetzen der britischen Besatzungsmacht: „Wir leben in Zeiten, da in der Not auch der einzelne das wird nehmen dürfen, was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit notwendig hat, wenn er es auf andere Weise, durch seine Arbeit oder Bitten, nicht erlangen kann“.

Die Worte des Erzbischofs schienen Menschen, die etwa Briketts von Eisenbahnzügen oder Lebensmittel stahlen, um nicht zu erfrieren und zu verhungern, eine moralische Rechtfertigung für die Entwendung fremden Eigentums. Schnell kam für „Kohlenklau“ das Wort „fringsen“ auf, und fand später sogar Eingang in ein „Lexikon der Umgangssprache“. Wer kennt es nicht? Fringsen war Selbsthilfe, wenn nichts mehr half –auch Gebete nicht. Ein Wort mit barmherziger Note, warum nicht.

Dicke fette Sahne für himmlischen Kaffeegenuss haltbar zu machen, entwickelte Louis Pasteur. Zur Belohnung verbalisierte unser Sprachgebrauch seinen Namen. Auch Herrn Weck widerfuhr diese Ehre, würdigend seine Methode zum Einmachen von Obst und Gemüse. Wilhelm Konrad Röntgen bemühte sich zwar nicht um kulinarische Genüsse, aber seine Erfindung der Durchleuchtung menschlicher Körper wirkt sich noch segensreicher aus, weshalb sein Name ein ganzes Spektrum spezifischer Fachausdrücke anführt. Ich selbst glaubte lange, eine Litfaßsäule hieße so, weil an einem Fass Lithografien aufgehängt werden und staunte nicht schlecht, als ich von Herrn Ernst Theodor Amandus Litfaß erfuhr.

Meist sind wir uns der Namensgeber gar nicht mehr bewusst, der Bezug zu den zugrunde liegenden Eigennamen sind ganz oder teilweise vergessen. Nun handelt es sich bei den genannten Beispielen zweifelsohne um der Menschheit zuträgliche Entwicklungen, zudem

Christine Hidringer lebt und arbeitet in einem Dorf in Unterfranken. Ihre wirkliche Leidenschaft gehört ihrer Familie. Vor allem über und für diese schreibt sie ihre Geschichten, verfasst aber auch Firmenchroniken, Rezeptionen und Artikel über Sachthemen der Kulturgeschichte. Absolventin des INKAS Instituts

moralisch unbedenklich, die ihren Schöpfern einen dauerhaften Platz in unsere Sprache sicherten.

Mit wachsender Begeisterung gefallen sich die Medien als Wortschöpfer, indem sie Schlagzeilen in gebrauchsfähige Wörter verwandeln. Die Werbung hatte damit ganz harmlos begonnen, man denke nur an pfandige Cola, unkaputtbare Flaschen, an Maroditis – wogegen Milch helfen soll – und die Duplomatie. Verkrampfte Neologismen, keine Frage, können aber verziehen werden, sind wir uns doch der Absichten dahinter bewusst.

So etablierten sich vor einiger Zeit die Verben hartzen und riestern im Sprachgebrauch, obwohl ihre »Paten« Peter Hartz und Walter Riester längst anderweitig aktiv sind. Die damit beschriebenen Vorgänge sind bei weitem nicht so honorabel wie die der Röntgen-Gruppe, aber immerhin erhalten sie sich noch eine gewisse Neutralität.

Unsere allüberall herrschende Freude an der Sensation, an Schmutzflecken auf scheinbar weißen Westen öffnet nun anrühigen, somit anti- und un-moralischen Neuzugängen Tür und Tor in unsere Wörterwelt.

Die Ignoranz gegenüber gängiger Gesetzgebung und moralischen Grundwerten hochrangiger, in Vorbildfunktion agierender Persönlichkeiten bescheren uns Wörter, auf die unsere Gesellschaft getrost verzichten könnte. Guttenbergen oder -borgen mag als Metapher für plagieren, für das Stehlen geistigen Gedankenguts, noch einigermaßen originell sein. Wenngleich schon hier die Freude am Schöpferischen schwer ins Frösteln gerät.

„Dass“, und hier guttenborge ich aus einem wirklich gut geschriebenen Leitartikel, „Karl-Theodor zu Guttenberg infolge der Plagiatsaffäre um seine Doktorarbeit sämtliche politischen



Ämter bereits im März niedergelegt hat, scheint der Popularität des abgeleiteten Verbs kaum Abbruch zu tun. Das ist umso auffälliger, als der Name Guttenberg und das Verb guttenbergen/-borgen sprachlich ja relativ sperrig sind. Dies gilt natürlich noch mehr für Formen des Verbs, wie sie in einem Satz auftreten können, etwa geguttenbergt, aber auch diese Formen kann man durchaus im Sprachgebrauch finden.“

Aktuell drängt das Verb wulffen in die Alltagssprache. Als zwiefaches kommt es daher: als Floskel für verbales Vollmüllen von Anrufbeantwortern sowie als Emulsion aus Wahrheit und Lüge, ein sprachliches Wackelbild. Je nach Blickwinkel und politisch-empathischer Einstellung fokussiert die Wahrnehmung nun eine Wahrheit oder ein Lüge. Aber der Witz dabei ist, dass beide untrennbare Bestandteile der gleichen Argumentation sind.

Paradiesisch erscheinen mir plötzlich, trotz begründetem inneren Widerstand, Zustände wie in Italien und Frankreich, wo eine beinahe 500jährige Accademia della Crusca oder die nur wenig jüngere Académie Française über die Reinheit der Sprache wachen. Natürlich ist es legitim in Reaktion auf Handlungen und nachfolgende Rechtfertigungen unseres Bundespräsidenten auch meinungsbildend zu reagieren, mit Spott, mit Ironie und – warum auch nicht – kleinen Sticheleien rund um seinen Namen. Doch die ungezügelte Häme, die spottlustige Verunglimpfung einer Person mittels solcher Stigmatisierung überschreitet Grenzen, die nicht nur eine Frage des Geschmacks sind. So wie beifälliger Ruhm Röntgens oder Wecks auch deren Familien einschloss, treffen wulffen, guttenborgen oder andere ihrer Zunft auch Familienangehörige oder sonstige Träger gleichen Namens, verletzen, schädigen,

beschmutzen. Dies billigend in Kauf zu nehmen hieße, letztlich in gleicher Unbeirrbarkeit und vorallem in ebensolcher Kurzsichtigkeit bezüglich der Konsequenzen wie die Verbstifter deren Handlungen zu tolerieren, ja, dies zu fringsen, eben umgekehrt proportional.

Es gibt Ereignisabfälle, welche Sprache düngen und fördern, und welche, die sind einfach nur Müll.



Das unruhige Volk

Fragment einer Erzählung von Leonid Finkel

nach einer Übersetzung von Joachim Mols

„...Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Erde ward wüst und leer und Finsternis herrschte über dem Land. Und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser.

Da sprach Gott: „Es werde Licht.“ Aber es blieb finster und die Erde ward wüst und leer. Und es wurde Abend und es wurde Morgen. Das war der erste Tag.

Und Gott erhob sich am zweiten Tag und sprach: „Es werde Licht.“ Aber es blieb finster und die Erde ward wüst und leer. Und es wurde Abend und es wurde Morgen. Das war der zweite Tag.

Und Gott erhob sich am dritten Tag und sprach: „Zum dritten und zum letzten Mal, es werde Licht!“ Aber es blieb finster und die Erde ward wüst und leer. Es wurde Abend und es wurde Morgen. Das war der dritte Tag. Und Gott schwieg am vierten und auch am fünften Tag. Aber am sechsten Tag erhob sich Gott und brüllte mit lauter Stimme: „Bin ich Gott oder nicht? Es werde Licht zum Teufel nochmal!!“ Und da ging ein kleines Licht im Fenster eines der Häuser an. Ein Mensch im Schlafanzug blickte heraus und fragte: „Wer schreit hier herum, dass er Gott sei und das mitten in der Nacht?“

Chanoch Levin (1943-1999)

Kapitel 1

Wir sitzen in einer größeren Gruppe am Fuß des Klosters der schweigenden Mönche aus dem Orden des heiligen Benedikts. Im Unabhängigkeitskrieg 1949 fanden hier, auf dem zu Jordanien gehörenden Gebiet, blutige Kämpfe um einen Korridor nach Jerusalem statt.

Die Mönche stehen um drei Uhr morgens auf und anschließend schweigen sie den ganzen Tag. Sie schweigen bei der Arbeit, sie schweigen beim Essen und sie schweigen in der Bibliothek, wenn sie sich über die alten Folianten in lateinischer Sprache beugen. Sie wollen das Gelesene nicht mit anderen teilen. Sie selbst gehören nur dem Buch...

Den ganzen Tag, Jahr für Jahr schweigen sie. Die standhaftesten von ihnen schweigen schon vierzig Jahre. Worüber sollten sie auch reden? Was ist schon Neues auf der Welt passiert,

seitdem Moses die ersten Tafeln mit den zehn Geboten zerbrach? Und ist es etwa so, dass das Volk das Buch erschafft?

Das Buch erschafft das Volk...

Im Unterschied zu den Mönchen sind meine Begleiter gesprächiger. Und dann gibt es noch das Geläut der Glocken. Und die Feldsteine mit ihrem schwachen Glanz. Es ist so, als wären wir nicht eine halbe Stunde Autofahrt von Jerusalem entfernt, sondern irgendwo auf der Insel Valaam. Jeder dieser riesigen Steine ruft so viele Gedanken hervor, dass es für eine Dichtung in Prosa reichen würde.

Das flimmernde Licht verstärkt dieses Gefühl.

Eben noch sind wir durch das Kloster geschlendert. Jeder, wohin er wollte. Direkt daneben gibt es ein kleines Lädchen mit hervorragendem Wein. Dank seiner Verkaufserlöse können es sich die fähigen Mönche erlauben zu schweigen. Meine Freunde haben sich so sehr über die verwunderlichen Flaschen gefreut, dass einer der Mönche, so hatte es jedenfalls den Anschein, dachte, dass wir Ausländer sind. Und nur der Beduine, der fast mit seinem Esel in das Geschäft hereingeritten wäre, erkannte die Kenner in uns.

Meine Frau sitzt am Klostereingang und bewacht das Gewehr eines Freundes, der gerade

©Florian Czech



seinen Miluim (Reserveübung des Militärs) ableistet. Auf dem Territorium des Klosters sind Waffen verboten. Wie eben auch in jedem anderen Land dieser Erde.

Es scheint mir, als wäre ich Teil einer merkwürdigen Geschichte, in der sich nicht gesagte Gedanken und schlafende Gefühle verbergen, in der alles versteckt ist – der Zauber dieser Erde, ihrer Blumen, die Farben, der Duft der Winde, die Weiten der Meere, die Qualen der Liebe und das Plappern der Kinder...

Schließlich haben sich alle versammelt. Wir sprechen über das Erhabene: Über Gott, über das Schicksal. Vor Kurzem erst haben die Zeitungen vermeldet: In einer Synagoge wurde ein gewisser Axselrod, der Urenkel Leo Trotzki ermordet.

Ermordet!

Der Urenkel!

Fast genauso brutal, wie der Urgroßvater...

Der Tote, so sagt man, habe ständig einen neuen Repatrianten belästigt. Weswegen er, der Repatriant, verbarg, dass seine Frau keine Jüdin ist. Aber er lockte ihn aus der Synagoge und stach ihm ein Messer in den Rücken. Und dann noch viele Male, viele Male, auch in das Gesicht...

Was bedeutet hier Charakter, was Verhängnis, was Schicksal? Und was heißt das – die Frau war keine Jüdin? Rav Kook, der erste Rabbi Palästinas, sagte einmal, dass jeder Jude lieben sollte. Nämlich als Erstes alles Lebendige, als Zweites die ganze Menschheit und dann als Drittes Israel.

Wir sprechen mit Unterbrechungen. In unserer Gesellschaft gibt es viele hübsche Frauen. Aber die Mönche gehen an uns vorbei, sie beachten sie nicht, als ob sie Laternenpfähle wären.

Mönche, Orthodoxe, Chassidim.

Ich erinnere mich an einen Autobus, der langsam über eine bergige Straße Jerusalems kletterte.

Es war Abend.

Das Ende des Samstags (Da bei den Juden der Tag am Abend endet, war es das Ende des Sabbats, A.d.Übers).

Plötzlich hörte man eine Sirene. Sie verkündete den Beginn des Gedenktages für die Gefallenen der Zachala (Armee zur Verteidigung). Der Bus bremste scharf ab. Die Reisenden

erhoben sich. Hinter dem Fenster war es dunkel und leer. Auf dem Trottoir zeigten sich zwei junge Männer in schwarzer Kleidung. Sie gingen schnell und beachteten die Schweigeminute nicht. Ich stieg aus. Erreichte sie. Einer der jungen Leute wandte sich im besten Russisch an mich: „Mein Herr haben Sie sich verirrt? Kann ich Ihnen helfen?“

„Nein danke,... Aber woher können sie so gut Russisch?“

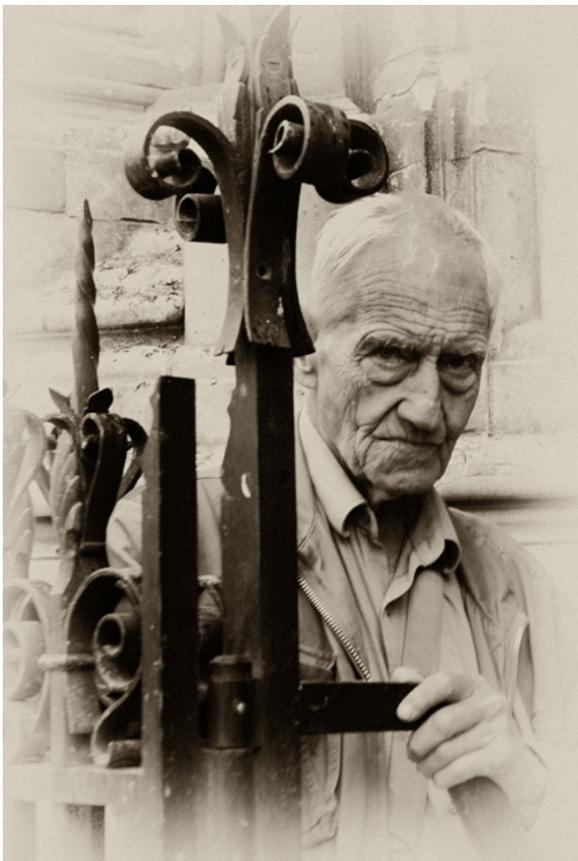
„Hören sie es? Wir sind Chassidim aus Wyschnyzja. Mein Großvater ist aus Wyschnyzja...“

Mein Gott... Wyschnyzja! Dort in den Karpaten kenne ich mich aus wie in meiner Westentasche. In meiner Jugend habe ich sogar für eine kurze Zeit in Wyschnyzja gelebt und gearbeitet. Um ehrlich zu sein, über die Chassidim habe ich damals nicht mehr gewusst als über fremde Planeten. Aber in der Erinnerung gab es die Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof, die geöffneten Hände, die Weinstöcke... (Der Weinstock gilt als Symbol des Lebens, A.d.Übers.)

„Heute ist der Tag der Unabhängigkeit... Und Ihr, so hat es den Anschein, achtet die Schweigeminute nicht.“

„Bei den Juden gibt es das Kaddisch.“ (jüdisches Gebet, spielt eine wichtige Rolle beim Totengedenken, A.d.Übers.)

©Florian Czech



„Und die Flagge Israels hängt Ihr nicht auf?“

„Aber täglich wickeln wir uns beim Gebet in sie ein.“ (Die Farben Israels haben ihren Ursprung im jüdischen Gebetsmantel Tallit, A.d.Übers.)

Die jungen Leute sind ruhig, beherrscht. Sie lachen und schauen freundlich. Dennoch ist es klar, sie bedauern mich. Die Gründungsväter Israels waren überzeugte Atheisten. Die Flüchtlinge aus Nordafrika und auch andere, die in den jungen Staat kamen, haben unter ihnen gelitten. Aber alle Symbole des Staates – das Wappen, die Flagge, haben die Gründungsväter von der jüdischen Religion übernommen. Im Lachen der Chassidim spüre ich einen alten Schmerz...

Im Herbst, wieder am Ende des Samstags

tanzten diese Chassidim im Zentrum Jerusalems. Ihre Hemden waren feucht, die Hüte fielen ihnen fast vom Kopf und sie trugen ihre Kinder auf den Schultern.

„Warum freuen sie sich?“, fragten sich die Passanten, „Wenn man doch angesichts des Lebens lieber sterben würde.“ „Warum tanzen sie, wenn einem nach Weinen zumute ist? Sind sie Seher oder fahrende Sänger, die ein Unheil ankündigen?“

Merkwürdig tanzen die Chassidim, dem Schicksal ergeben, eifrig, entrückt. Sie haben sich in ihrem Universum eingeschlossen, gemäß der Zeit und dem Gesetz...

Sie waren zwanzig. Wir, die Zuschauer waren ungefähr zweihundert. Alles „Russen“. Sie luden uns in den Kreis. Boten uns Wein an – wir tranken nicht. Auch die Israelis ließen sie links liegen. Was konnte man da über uns sagen?

Die Chassidim haben mit dieser Erde ihre eigene Beziehung.

Wir haben unsere.

Und jemand anders hat wiederum ein ganz eigenes Verhältnis dazu.

Und wieder dachte ich, dass sie sich nicht über uns ärgern. Sie hatten nur Mitleid mit uns. Vielleicht wollten sie auch nur den Russen erklären, was ein Jude eigentlich ist. Wenn ich mit einem Sabra (gebürtiger Israeli) rede, habe ich dasselbe Gefühl: Kommt, ich erkläre euch jetzt, was ein Jude ist.

In einem Kinofilm fing ein Jude, das Oberhaupt einer großen Familie, an zu singen, als er vor dem Erschießungskommando auf die weinenden Kinder blickte. Er sang ganz leise, doch die Melodie übertönte das Weinen. Und am Ende brachte er alle, die stehen konnten, dazu, sich zu erheben und zu tanzen. Merkwürdig tanzten sie, dem Schicksal ergeben, eifrig, entrückt...

Wer bist Du, Jude?

Wo bist Du, Jude?

In welcher biblischen Einöde hat sich dein „Ich“ verkrochen?

In welcher Dimension? Vielleicht in allen gleichzeitig?

...Wir saßen am Fuß des Klosters und es schien, als gäbe es nichts mehr zu bereden. Die Sonne ging langsam unter. Und plötzlich erzählte einer eine Parabel.

Ein Chassidim beschwerte sich bei Rabbi Sesva über gewisse Leute, die nachts Karten spielten. „Herrlich.“, antwortete der Zadik (der Gerechte). „Wie alle anderen Leute auch wollen sie Gott dienen, aber sie wissen eben nicht wie. Und so lernen sie, sich die Nacht um die Ohren zu schlagen und sind ständig beschäftigt. Wenn sie darin vollkommen geworden

sind, müssen sie nur noch Buße tun. Wie großartig wird dann ihr Gottesdienst sein!

Und ich dachte: „Wenn wir alle, dumme Juden, Kinder dieses merkwürdigen Zeitalters immer noch Karten spielen, was dann?“

Und ich freute mich.

Und ich war zufrieden: Denn, etwas liegt noch vor uns.

Kapitel 2

Ben Gurion, der erste Premierminister des jüdischen Staates träumte davon, in der Wüste Negev Gurken zu züchten.

Golda Meir warnte ihn. „Selbst die Spezialisten sagen, dass daraus nichts wird.“ „Also muss man die Spezialisten austauschen“, entgegnete der Alte ungerührt.

„Willst du die leeren Flusstäler des Negev sehen?“, fragte mich einmal ein Freund.

„Das wäre es doch. Ein Spaziergang über den großen Krater. Die Stimme des Rufers in der Wüste.“ Und ich begann zu schreien, als wollte ich lernen, ein Echo zu erzeugen...

©Florian Czech



Copyright by Florian C.A. Czech

Übrigens, über den Rufer in der Wüste:

In Russland sagt man: "Die Stimme in der Wüste ruft: Bereitet dem Herrn den Weg..." Im Westen ruft die Stimme: „Bereitet in der Wüste den Weg zum Herrn.“

Nach der westlichen Lesart ruft Gott in die Wüste. In Russland kommt der Ruf aus der Wüste...

An diesem Tag habe ich wohl beide Versionen in mir vereinigt. Zunächst führen wir durch die Wüste. Sollten wir dabei die nabatäische Stadt Avdad links liegen lassen?

Auf keinen Fall!

Um uns herum war nur gelber Sand. Es wuchs fast gar nichts. Und plötzlich: Eine von ihren Einwohnern verlassene Stadt, ganz so, als wären sie eben erst gegangen. Die behauenen Steine waren von der Zeit unberührt. Es war, als ob man sie eben erst bearbeitet hätte. Oder vor Kurzem... Arkaden, Kolonnen mit schweren Kapitälern...

Avdad ist eine alte nabatäische Stadt. Sie liegt in der Negev, mitten im Gelobten Land. Bei den Ausgrabungen, die die Archäologen machten, wurden Häuser gefunden, Wände aus behauenen Stein...

Wehrtürme...

Die Nabatäer waren arabische Stämme, die im sechsten und fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung im äußersten Süden Palästinas (damit ist die antike Region, deren Name sich von den Philistern ableitet, gemeint, A.d.Übers.) siedelten. Ihr Reich war einst ein früherer Sklavenhalterstaat. Ich schaute auf die Karte – Das Gebiet ihrer Herrschaft war riesig: Es umfasste das nordwestliche Arabien, den Sinai und das südöstliche Syrien. Die Landessprache war Aramäisch! Die Nabatäer errichteten in der Wüste blühende Städte mit gewaltigen Reservoirs für das Wasser und hinterließen Spuren einer großartigen Zivilisation. Mit Judäa führten sie logischerweise heftige Kriege. Dann kamen die Römer und nach ihnen die Byzantiner, die eine neue Religion, das Christentum brachten. Und jetzt steht vor mir eine vollständige, christliche Kirche, ich erblicke einen großen Friedhof und Bewässerungsanlagen...

In der Mitte des siebten Jahrhunderts erschienen die Araber und die Einwohner verließen die Stadt. Das heißt, sie verschwanden einfach. Sie nahmen mit sich, was sie tragen konnten, und verschwanden. Wenn es nicht den Friedhof gäbe, würde ich denken, sie hätten auch die Gräber mitgenommen...

Ringsherum Leere, Wüste. Wenn du Einsamkeit suchst, wirst du einen besseren Platz nicht

finden. Wenn du krank bist und deine Krankheit nicht physischer sondern seelischer Natur ist, geh in die Wüste und werde gesund. Mit ihrer Größe und dem seelischen Frieden wird sie dich trösten.

Plötzlich kam ein Beduine auf mich zu. Ich befand mich auf einmal in einer Traumwelt. Ich hörte Engel, die nur mit Konsonanten sprachen (Die alten semitischen Schriften waren Konsonantenschriften, A.d.Übers.). Das war Science Fiction. Ich konnte mir selbst nicht glauben! Ich stamme aus einer Stadt, die auf dem halben Weg zwischen Kiew und Bukarest, zwischen Krakau und Odessa liegt. Einer Stadt, die die heimliche Hauptstadt Europas war. Wo nach einhelliger Meinung der verzückten Historiker im 19. Jahrhundert die Woche mit Schubert begann und mit einem Duell endete. In dieser Stadt waren die Buchläden größer als die Kneipen und die Bürgersteige mit Rosenbukets geschmückt. Czernowitz war ein Ort der ständigen intellektuellen Auseinandersetzung. Dort begann man am Morgen mit einer Diskussion über eine neue Theorie der Ästhetik, um sie am Abend endgültig zurückzuweisen. Das war eine Stadt, wo die Hunde Namen olympischer Götter trugen und in der die Hühner aus der Erde Gedichte Hölderlins pickten. „Czernowitz, das war ein Schiff mit einer ukrainischen Besatzung, deutschen Offizieren und jüdischen Passagieren, welches unter österreichischer Flagge fahrend Kurs zwischen Ost und West hielt.“ (Georg Heinzen)

©Florian Czech



Und plötzlich steht da ein Beduine!

Was ist das, Nationalität?

Ist das ein Glaubensbekenntnis?

Es war großartig, üppig und ein wenig lustig. In jedem Falle schien es mir so zu sein. Ich war jedenfalls betäubt, entzückt und sogar ein wenig berauscht durch sein geschmücktes Kamel.

Ach übrigens, die erste Darstellung eines Kamels in Nordarabien datiert man auf das dritte Jahrtausend vor unserer neuen Zeitrechnung!

Ein Beduine! Ein wahrer Sohn der Wüste. Man sagt, wohin die Beduinen auch kommen, dort beginnt die Wüste. Sie sind einmalige Individualisten, alles machen sie selbst. Selbstverständlich mit der Hand und aus natürlichem Material. Der Beduine wird niemals einen Brunnen graben, er weiß schließlich, dass das Wasser unter seinen Füßen ist. Er zieht es daher vor, einen Platz zu finden, wo das Wasser sich von selbst einen Weg an die Oberfläche bahnt. Seinen tragbaren Palast macht er aus der Wolle der Bergziege, die noch einmaliger ist als das Kamel, denn sie ist in der Lage, auch in den heißesten Monaten etwas zu fressen zu finden.

Plötzlich ertappte ich mich dabei, wie ich langsam den jungen Mann anschaute, ja regelrecht anstarrte. Er trug ein langes weißes Gewand und sein Gesicht strahlte eine dermaßen gleichmütige Fröhlichkeit aus, als wäre es die auf einem Stil hin und her schaukelnde Blüte.

Der Lauf der Zeit verlangsamte sich. Ich blickte auf die Uhr. Mir schien es, als wäre sie stehen geblieben. Mit einer Kühnheit, die durch meine mystische Verwunderung notwendig wurde, versuchte ich mit ihm zu sprechen. Aber das Leben hatte ihn offenbar strenger und gleichgültiger gemacht. Er antwortete nicht, sondern ließ nur ein Lächeln seine Lippen umspielen. Mir wurde eine neue Welt offenbar und diese war wunderschön. Ein süßer Schmerz bemächtigte sich meines Herzens.

...Da war vor mir ein Kamel, der Herrscher der Wüste, und neben ihm stand ein Nomade, von dem jeder beliebige Araber sagen würde: „Nimm einen Beduinen mit auf eine dreitägige Reise, verbinde ihm die Augen und gib ihm eine Silbermünze, damit er sie nachts im Sand vergräbt. Nach zehn Jahren kommt er wieder und findet ohne größere Mühen seinen Schatz.“ Der Beduine hatte offenbar gerade „Pause“. Die Idee eines Geschäftes begeisterte ihn, er schlug mir einen Ritt auf dem Kamel vor und bot mir gleichzeitig Kaffee an.

Ich war sein Gast.

Und als Erstes überbrachte er mir eine bittere Neuigkeit.

„Unglück!“

„Welches?“

„In Saudi Arabien sind zweitausend Kamele verreckt.“

„Die Armen.“, sagte ich.

Er stimmt zu.

„Ja, die Unglücklichen. Man hat aufgehört, mit ihnen schwere Lasten zu transportieren, stattdessen nutzt man sie als Rennpferde. Und man hat sie vergiftet...“

„Wahrscheinlich Antibiotika...“

Er nickte: „Sie...“

„Schlimm“, sagte ich wieder.

„Schlimm...“, antwortete er.

Anschließend schlenderten wir über den Krater, der einer Mondlandschaft ähnelte. Ringsherum weiße Felsen. Sie erhoben sich wie ein steiniges Gesims. Und von diesem Gesims schauten irgendjemandes Augen. Das waren Bergwidder.

©Florian Czech

Als wir in das Kibbuz Sede-Boker kamen, waren wir schon recht müde. Dennoch gingen wir sofort zu dem Kubus, der sich über der Schlucht erhebt. Es ist das Grab Ben Gurions und seiner Frau Polina. Ben Gurion hat diesen Platz selbst ausgesucht. Oft hatte er von diesem Felsvorsprung in das Tal des Flüsschens Zin geschaut.

Der Tod beschäftigte ihn wegen seiner Unabwendbarkeit.

Beim großen Albert Einstein war das Gegenteil der Fall: „Sterben“, so sagte er, „ist



auch nicht so schlecht.“

Etwas in jedem von uns ist von Einstein.

Etwas von Ben Gurion.

Die Alija (Rückkehr aus dem Exil in das Gelobte Land, A.d.Übers.), seine wie unsere, ist eine zweite Geburt. Es ist kein Zufall, dass Ben Gurion befahl, neben dem Datum der Geburt auch das Datum seiner Alija auf den Grabstein zu meißeln.

Die fanatischen Pioniere nannte man auf Hebräisch Meschugge Iedavar. Das waren Leute, die von einer Sache beseelt waren. Einer fesselnden Idee.

Nechama Feinstein-Puchatschewska aus Rischon LeZion, der ersten Siedlung in Zion, erzählt von einem gewissen David Judelewitsch, der ein fanatischer Lehrer des Hebräischen (Gemeint ist das Neuhebräisch, das Iwrit, A.d.Übers.) war. Er bestrafte jedes Kind, welches in seiner Anwesenheit nicht Iwrit sprach. Als ein Mädchen, welches mit hohem Fieber im Bett lag, ihn auf Russisch rief, schrie er: „Iwrit, Iwrit!“ Das Mädchen fing an zu weinen und Doktor Amazija brachte ihn zum Schweigen. „Meschuga isch cha-ruach! Verrückter Intellektueller.“

Das war am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Eine neue Welle von Aussiedlern (die zweite Alija) kam aus Russland und Rumänien. Ein Schiff nach dem anderen legte in Jaffa an. Aus der Sicht der Geschichte war es die ideale Stadt. Aber aus der Sicht des Lebens? Es ist eng. Die Familienwohnung ist in der Regel teuer. Boden für die Landwirtschaft gibt es nicht. Die armselige Ernte zertrampeln die Beduinen. In Jaffa verkaufte man den Juden keine Häuser oder Grundstücke, höchstens wertloses Land. Und auch das nur den sehr, sehr Reichen. Man sollte es nicht vergessen, es war die Zeit des Osmanischen Imperiums.

1904 sitzt der Uhrmacher aus Lodz Akiv Weiss auf einer Veranda in Rehovot und trinkt Tee mit seinem Freund Aron Eisenberg. Akiv Weiss war mit einem leidenschaftlichen, man kann sogar sagen ambitionierten Traum zu Eisenberg gekommen. Er wollte eine jüdische Stadt bauen, in der mindestens 10 000 Menschen leben sollten. Eisenberg unterstützte den Kameraden: „Du wirst der Erste der 10 000 sein, und ich der Zweite.“

So wie New York das Tor nach Amerika ist, so wurde das künftige Tel Aviv zum Tor nach Erez Israel.

Bereits 1906 leisteten 36 Menschen Einzahlungen für den Häuserbau. Einmal kam der zukünftige erste Präsident Israels Doktor Weizmann. Man lud ihn zum einem Spaziergang in den Dünen ein. In diesem menschenleeren Raum versank man bis zu den Knöcheln im Sand.

„Hier bauen wir eine jüdische Stadt.“, sagte Weizmann.

„Weshalb sollen in dieser Einöde, wo es noch nicht einmal einen Baum gibt, Menschen leben?“

An einem Frühlingstag des Jahres 1909 versammelten sich 66 Familienoberhäupter auf dem Sand der künftigen Stadt. Nachts wäre es zu gefährlich gewesen. Die Schakale heulten und erfüllten diejenigen, die kühn genug waren, um nachts zu kommen, mit einer magischen Furcht. Unzählige Schlangen krochen über die Dünen. Beduinenbanden lauerten unvorsichtigen Reisenden auf.

Und vorläufig schien die Sonne.

Und der Morgen war klar.

Und es gibt eine erstaunliche Aufnahme der Gründer der zukünftigen Metropole vom 11. April 1909.

Sand und Wanderdünen.

Die Menge in Kostümen und Kleidern als würde die Versammlung nicht in der Wüste sondern irgendwo auf einem Ball stattfinden.

©Florian Czech



Und ein Mensch steht ein wenig abseits. Ein alleinstehender Mann, der immer wieder brüllt:

„Ihr Wahnsinnigen, Ihr baut auf Sand!“

Über die Zeremonie hat nicht eine Zeitung berichtet. Das ist verständlich. In dieser Zeit waren alle mit einem anderen wichtigen Ereignis beschäftigt. Der große Dichter Chaim Nachum Bialik (gilt als Nationaldichter, A.d.Übers.) war in Erez Israel zu Besuch. Bald schon traf er sich mit Elieser Ben-Jehuda, dem Vater des modernen Hebräisch. Beide fingen an zu streiten, sie kletterten auf den Tisch und begannen sich heftig zu beschimpfen. Es ging um Sprachprobleme...

Menachem Schenkin, der den Namen Tel Aviv für die neue Stadt vorgeschlagen hatte, war gegen die Entwicklung des Business:

„Entwickeln werden wir nur Kultur!“

Heute trägt die größte Einkaufsstraße der Mittelmeerstadt Tel Aviv den Namen Menachem Schenkin.

Und sie begannen den Bau der ersten Stadt der jüngeren jüdischen Geschichte nicht mit der Synagoge sondern mit dem Herzl Gymnasium. Das sollte das erste jüdische Gymnasium der Welt werden, wo alle Fächer auf Hebräisch unterrichtet wurden. Nach den Stunden würden dort 80% der Schüler über Tolstoi und Dostojewski diskutieren und russische Lieder singen.

Ein Lokführer, der mit seinem Zug die Linie Jaffa-Jerusalem fuhr, hielt an dieser Stelle seine Dampfmaschine an: „Seht her, hier wird eine weiße Stadt entstehen!“

Die Passagiere zweifelten. Aber der Zug bewegte sich nur unwillig mit einer Geschwindigkeit von 35kmh weiter.

Über jenen Zug erzählte man sich Folgendes: Jemand wollte sich umbringen. Also legte er sich auf die Gleise und wartete. Er wartete so lange, bis er vor Hunger starb.

Aber ich will lieber noch mehr von dem Menschen erzählen, der auf dem Tisch stand und mit Bialik stritt. Das war ein meschugger ledawar (Wahnsinniger)!

Es ist unmöglich, die grenzenlose Naivität und die dazugehörige Dickköpfigkeit zu beschreiben! Einem ganzen Volk ein umgangssprachliches Hebräisch beizubringen! Aber warum eigentlich nicht? Soll man über ihn lachen? Hat etwa über Rothschild nicht die ganze Familie gelacht, als er auf den sinnigen Gedanken kam, Land in Palästina zu kaufen und russische, ukrainische, polnische, weißrussische, litauische, rumänische oder andere Mächtgern-Sozialisten mit ihrem ungünstigen Charakter zu unterstützen? Hat man über ihn, Edmund Rothschild, der sogar die Klagemauer von den Arabern kaufen wollte, gelacht? Wer war dagegen? Natürlich, ein Jerusalemer Rabbi widersetzte sich!

Also sprechen wir über den jüdischen Narodnik (Volkstümler, sozialrevolutionäre Bewegung des zaristischen Russlands in der Zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, A.d.Übers.) Lasar Perlman. Von ihm sagte man, er sei nicht ganz richtig im Kopf, er hätte nicht mehr alle Tassen im Schrank gehabt. Er war gebürtiger Litauer. Er war Schüler einer Jeschiwa (Talmudschule, A.d.Übers.) und las russische Literatur (das heißt, er las weltliche Literatur, A.d.Übers.). Er hatte die Tochter seines Lehrers geheiratet und dieser hatte wiederum sein Interesse für diese Art von Büchern geweckt. Er beendete seine Ausbildung zum Lehrer und ging nach Palästina.

Aber in welcher Sprache sollte man dort reden? Er entschied, man sollte Hebräisch reden. Er änderte seinen Namen und Nachnamen (In Russland nennt man das Annahme eines Kampfnamens der Partei.) (Gedacht ist hierbei an die Bolschewiken Lenin, Stalin, Trotzki etc. A.d.Übers.) und wurde zu Elieser Ben-Jehuda. Er sprach mit seiner Umgebung nur noch auf Hebräisch. Vielleicht ein wenig unsicher, aber er machte weder Ausnahmen noch versprach er sich. Er redete einfach, aber eben auf Hebräisch. Prinzipiell wechselte er nie die Sprache. Sein Sohn war der erste Junge, mit dem die Eltern nur auf Hebräisch sprachen. Er war nach zweitausend Jahren der erste und einzige Junge auf der ganzen Welt!

Ben-Jehuda sprach Hebräisch. Ausschließlich Hebräisch! Und wie er selber zugab, kümmerten ihn Höflichkeit oder der Takt, den man der holden Weiblichkeit schuldet, nicht. Es störte ihn auch nicht, sich grob aufzuführen. Er dachte tags und nachts auf Hebräisch, im wachen Zustand und im Traum, wenn er krank oder gesund war, selbst dann, wenn er unter starken körperlichen Schmerzen litt...

Natürlich funktionierte auch das nicht ohne das Geld Rothschilds. Ben-Jehuda brachte das achtzehnbändige „Vollständige Wörterbuch des Hebräischen“ heraus.

©Florian Czech



So entstand die Nationalsprache des Landes.

Er war eine legendäre, mythologische Figur. Nach ihm wurden Straßen in jeder israelischen Stadt benannt. Über ihn wurde eine Unmenge in den verschiedensten Sprachen geschrieben.

Auf der anderen Seite gab es wohl keinen Rabbiner, der sich durch die Existenz dieses Menschen nicht beleidigt fühlte. Schwätzer, Schuft! Im Alltag die Heilige Sprache gebrauchen?

Wie pflegte Scholom Alejchem so schön zu sagen: „So viel Löcher die Matzen haben, die seit dem Auszug der Israeliten aus Ägypten bis zu unserem heutigen Peschach gebacken worden sind, mit so vielen Pickeln soll Deine Zunge verunstaltet werden, Du Gauner!“

Am Ende warfen sie ihn jedenfalls aus der Synagoge und das Gericht verurteilte ihn zu einem Jahr Haft!

Ich schreibe keine historischen Anekdoten. Sonst würde ich unbedingt über einen anderen Narodnik, Aaron Gordon, schreiben. Der war ein Anhänger Lew Tolstois und ging aufs „Feld“, um dort zu arbeiten. Ihm folgte eine ganze Gruppe junger, unruhiger Juden. Viele hielten es nicht aus und gingen wieder.

Ben Gurion spottete: „Neunzig Prozent.“

Aber die, die blieben...

Das waren diejenigen, die die Wüste verwandelten... Ein unruhiges Volk...

Der Autor: Leonid Finkel ist Prosaiker, Dramatiker und Publizist. Er machte sein Examen am Moskauer A.M Gorki Literaturinstitut. Seit 1992 lebt er in Israel. Er ist Autor vieler Novellen und Erzählungen. Unter ihnen finden sich so bekannte Titel wie: «Недостоверное настоящее» (Die unglaubliche Gegenwart), «Золотая печаль» (Der goldene Schmerz), «Меблированная пустыня» (Die möblierte Einöde) und «Ах Пушкин! Вы любви не стоите...» (Ach Puschkin! Ihr seid der Liebe nicht wert...) (Die Titel wurden ebenfalls aus dem Russischen übersetzt. A.d.Übers.) Er ist Laureat des Puschkin Preises und des Nagibin Preises. Er ist Mitglied des Israelischen PEN-Zentrums und Sekretär des Verbandes der russischsprachigen Autoren Israels.

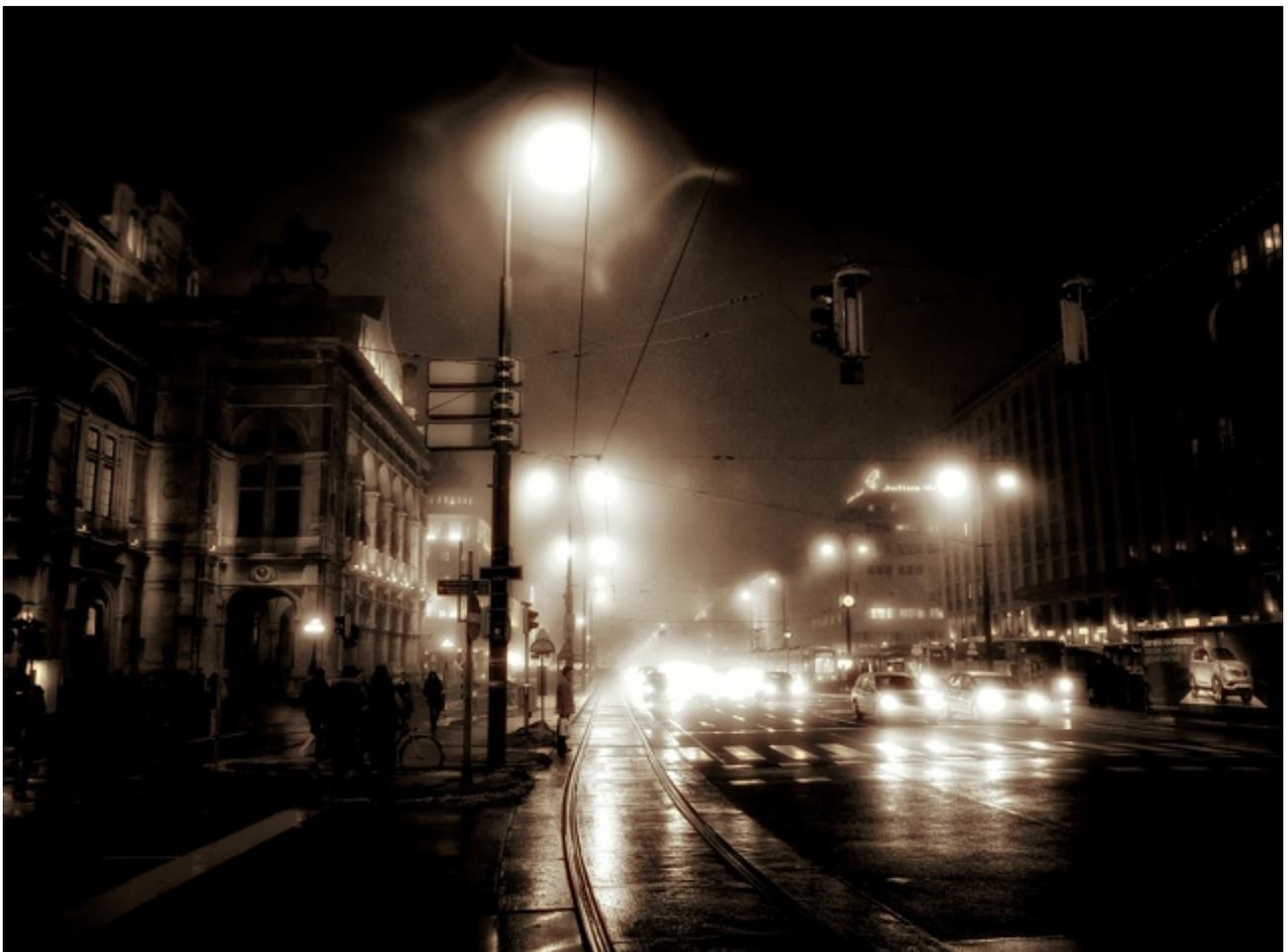
Florian Czech

„Ich will die Betrachter sanft dazu zwingen hin zu sehen, zu fühlen und sich Gedanken zu machen!“ So stellt sich der Wiener Fotograf Florian Czech vor. Die Liebe zu den Menschen und den alltäglichen Dingen prägen seine Fotografien und machen sie zu etwas Besonderem. Dabei lehnt er Inszenierungen kategorisch ab!

„Ich bin am 30. Dezember 1964 in Wien geboren.“

Mit dem Fotografieren begann ich im 12. Lebensjahr. Es war mein geliebter Großvater, der mir den Umgang mit Zeit und Blende beibrachte. Wahrscheinlich noch viel mehr...nämlich über das Leben! Seit damals lässt mich die Fotografie nicht mehr los! Es ist ein Ausdruck meiner selbst geworden.

Zwischendurch fotografierte ich immer wieder beruflich und so verdiente ich mir die Ausrüstung; doch die Liebe gehört viel mehr dem künstlerischen Ausdruck und dem



Kreativen!

Es sind alltägliche Situationen des Lebens die mich faszinieren aber auch das was Mutter Natur oder Menschen geschaffen haben. Speziell sind es aber die Menschen und ihr Umfeld welches mich beruflich als auch künstlerisch beschäftigt. Genaues hinschauen, das "Dahinter sehen", hinter die Fassaden des Lebens zu schauen, dass ist es, was mich wirklich interessiert!

Ich arbeite stets mit dem was da ist. Vorhandenes Licht und alltägliche Situation. Inszenierungen lehne ich kategorisch ab!

“Ich will die Betrachter sanft dazu zwingen hin zu sehen, zu fühlen und sich Gedanken zu machen!”

Gedanken über eine Welt abseits des Mainstreams..., abseits von Glanz und Glamour, das reine, wirkliche Leben mit all ihren schönen und weniger schönen Seiten. Meine Fotografien muss man sich oft ein zweites Mal ansehen, um die Emotionen und Gefühle die sich in ihnen verstecken, die ich darin versteckt habe, zu erkennen. Oft sind es Kleinigkeiten, die versteckt sind, die die Bildaussage erst ausmachen...Manchmal sind sie einfach nur nett anzusehen und entfalten dadurch ihre Wirkung.

Mir fällt es schwer mit Farben zu arbeiten! Sie sprechen nicht mit mir... Sie haben bei dem was ich mache keinerlei Bedeutung! Farben sind sehr kraftvoll, inspirierend und dominant - sie beeinflussen all unsere Sinne...! Sie würden von dem, was ich mit und in meinen Fotografien ausdrücken will ablenken, ablenken von meiner Wirklichkeit...

Die Welt ist für mich nicht so, wie sie die meisten Menschen sehen. Ich bin nicht daran interessiert, was die Kamera aufzeichnen kann, sondern daran, was ich sehe und noch viel mehr, was ich fühle!



Wenn ich die Gefühle welche ich bei der Aufnahme in meiner Seele empfand, für den Betrachter zu Papier bringen kann, dann werden die Aufnahmen für mich zur Kunst!“

<http://flowflo.blogspot.com/>

Der Klassiker

Heinrich Heine

Nachtgedanken

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
Dann bin ich um den Schlaf gebracht,
Ich kann nicht mehr die Augen schließen,
Und meine heißen Tränen fließen.

Die Jahre kommen und vergehn!
Seit ich die Mutter nicht gesehn,
Zwölf Jahre sind schon hingegangen;
Es wächst mein Sehnen und Verlangen.

Mein Sehnen und Verlangen wächst.
Die alte Frau hat mich behext,
Ich denke immer an die alte,
Die alte Frau, die Gott erhalte!

Die alte Frau hat mich so lieb,
Und in den Briefen, die sie schrieb,
Seh ich, wie ihre Hand gezittert,
Wie tief das Mutterherz erschüttert.

Die Mutter liegt mir stets im Sinn.
Zwölf lange Jahre flossen hin,
Zwölf lange Jahre sind verflossen,
Seit ich sie nicht ans Herz geschlossen.

Deutschland hat ewigen Bestand,
Es ist ein kerngesundes Land,
Mit seinen Eichen, seinen Linden,
Werd' ich es immer wiederfinden.

Nach Deutschland lechzt ich nicht so sehr,
Wenn nicht die Mutter dorten wär;



Moritz Daniel Oppenheim (1800–1882)

Das Vaterland wird nie verderben,
Jedoch die alte Frau kann sterben.

Seit ich das Land verlassen hab,
So viele sanken dort ins Grab,
Die ich geliebt — wenn ich sie zähle,
So will verbluten meine Seele.

Und zählen muß ich — Mit der Zahl
Schwillt immer höher meine Qual;
Mir ist, als wälzten sich die Leichen,
Auf meine Brust — Gottlob! Sie weichen!

Gottlob! Durch meine Fenster bricht
Französisch heitres Tageslicht;
Es kommt mein Weib, schön wie der Morgen
Und lächelt für die deutschen Sorgen.

©Susanne Van Hulst: The long road to Santa Fe



Urszula Usakowska-Wolff

Sie will, daß ich ständig auf ihre Stimme höre,
doch ich zapple herum, räuspere mich,
höre und höre nicht,
gehe, komme zurück und gehe wieder.

© Auszug aus „Nicht leicht mit der Erinnerung von Wislawa Szymborska aus dem Nachlaß,
übersetzt aus dem Polnischen von Renate Schmidgall

Sturm vor der Ruhe

Über Wisława Szymborska

Am 1. Februar starb die polnische Literaturnobelpreisträgerin Wisława Szymborska, eine der bedeutendsten Lyrikerinnen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ihr großer Fan Woody Allan meinte: „Sie war das, was ich einen ernsten und scharfsinnigen Künstler nenne, der zugleich seine Aufgabe nie vergisst: den Leser zu unterhalten.“

Wisława Szymborska, „altmodisch wie ein Komma“ und Kettenraucherin, schrieb nachts im Liegen und veröffentlichte in 60 Jahren knappe 350 Gedichte, weil sie immer einen Papierkorb zur Hand hatte, ferner vier Bände mit „Lektüren außer der Pflicht“, in denen sie Bücher rezensierte, die andere nicht für lesenswert geschweige denn erwähnungswürdig hielten: statistische Jahrbücher, Kräuterlexika und Heimwerkerratgeber, Sachbücher über Fossilien, Mineralien, Steine und Sedimente, Einzeller, Insekten, Fische, Kriech- und Säugetiere, Bäume, Aquarien, Terrarien usw. Den Vorwurf, dass sie sich Randgebieten widmet, obwohl ihre Aufmerksamkeit der Belletristik gelten sollte, quittierte sie: „Solche Bücher

Urszula Usakowska-Wolff
Die freie Journalistin, Autorin und Übersetzerin Urszula Usakowska-Wolff wurde 1954 in Warschau geboren. Schon früh lernte sie bei diversen Auslandsaufenthalten die Welt kennen. 1977 beendete sie ihr Studium an der Warschauer Universität als Diplomgermanistin. Anschließend arbeitete sie bis zur Ausrufung des Kriegsrechts als Redakteurin in der deutschen Redaktion des Polnischen Rundfunks. 1982 wurde sie entlassen, da sie zum Vorstand der Gewerkschaft Solidarnosc gehörte. Seit Ende der 80iger Jahre organisiert sie Ausstellungen polnischer Künstler und engagiert sich für die Popularisierung der polnischen Kultur in Deutschland. Unter anderem wurde sie deswegen mit dem ökumenischen Preis der Stiftung Sacro-Art und der Merkuryusz-Stiftung der Krakauer Journalisten für Aktivitäten zur deutsch-polnisch-jüdischen Versöhnung bedacht. Gegenwärtig lebt sie in Berlin.
<http://www.usakowska-wolff.com/>

enden weder gut noch schlecht, und das ist, was mir am meisten gefällt.“ Auf Reisen schrieb sie Limericks und gereimte Scherzgedichte; sie begeisterte sich für Boxkämpfe, vor allem wenn Andrzej Gołota in den Ring stieg. Sie las Jaspers und Frauenzeitschriften, verehrte die Schriftsteller Michel de Montaigne, Charles Dickens und Thomas Mann. Sie sammelte alte Postkarten und Magazine, aus denen sie witzige Collagen bastelte, sie liebte Nippes, zu denen eine überlebensgroße abgeschnittene Hand aus Marzipan und ein Nachttopf mit einem Spiegel gehörten: lauter skurrile und unnütze Dinge, die „ihre“ Menschen überlebten. Sie hatte ein Herz fürs Detail und den flüchtigen Augenblick, sah das Große im Kleinen und das Kleine im Großen, beobachtete und befragte das Leben staunend wie ein Kind: „Warum bin ich hier und jetzt, und nicht früher oder später ganz woanders? Warum bin ich ein Mensch, wo ich genauso gut ein Tier, eine Pflanze oder ein Stein auf dieser kleinen Erde sein könnte?“ Und sie versuchte darauf, wie etwa in dem Gedicht „Im Überfluss“, zu antworten:

Ich bin, wer ich bin.

Unbegreiflicher Zufall

wie jeder Zufall.

Gereimte Aufgabe

Die am 2. Juli 1923 in Kórnik bei Posen geborene Maria Wisława Anna war die zweite Tochter von Anna Rottermund (1890-1960) und Wincenty Szymborski (1870-1936). 1929 zog ihre Familie nach Krakau, wo die zukünftige Dichterin fast ihr ganzes Leben verbrachte. Seit 1935 besuchte sie das private Mädchengymnasium der Ursulinerinnen in der Krakauer Innenstadt. Während des Zweiten Weltkrieges nahm sie am Geheimunterricht ihres Gymnasiums teil und machte dort im Frühjahr 1941 ihr Abitur. Nach dem Ende des Krieges studierte sie an der Jagellonen-Universität Polonistik und Soziologie, brach jedoch ihr Studium nach drei Jahren ab. Von 1948 bis 1954 war sie mit dem Journalisten Adam Włodek verheiratet, dem sie nach der Scheidung bis zu seinem Tod 1986 freundschaftlich verbunden blieb. Seit 1967 war ihr Lebensgefährte der Schriftsteller Kornel Filipowicz, der 1990 starb. Anfang der 1950er Jahre trat die Lyrikerin der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei bei, schrieb durchschnittliche, aber fortschrittliche Gedichte, in denen sie den Sozialismus und seine Ideologen und Führer Lenin und Stalin lobte, während sie die Imperialisten anprangerte. 1966 trat sie aus der Partei aus und hat sich seitdem von keiner Ideologie verführen, blenden oder irreführen lassen. Zu ihrer Parteivergangenheit äußerte sie sich öffentlich erst 1991 in Frankfurt am Main, als ihr die Goethe-Medaille verliehen wurde: „Ich erfüllte meine gereimte Aufgabe mit der Überzeugung, dass ich richtig handle. Das war die schlimmste Erfahrung in meinem Leben.“

Einfach und komplex

Spätestens seit 1957, als ihr dritter Lyrikband „Rufe an Yeti“ erschien, gehörte Wisława Szymborska zu den bekanntesten und meist gelesenen Lyrikerinnen in Polen. Anfang der 1970er Jahre machte sie ihr Übersetzer Karl Dedecius in Deutschland bekannt. In den 1980ern und 1990ern erfreute sie sich einer immer größeren Beliebtheit in Schweden, den USA, Italien und Japan. Die in Krakau zurückgezogen lebende und bescheidene Frau, von ihren Freunden „Wisla“ oder „Wiselka“ (Weichselchen) genannt, schrieb nämlich Gedichte über das Leben, also den „Sturm vor der Ruhe“, über die Erinnerung, in der nur Bruchstücke des Erlebten und Gesehenen bleiben, über die Schönheit und Flüchtigkeit des Augenblicks: kleine philosophische Traktate und Dramen, von einer verblüffenden Einfachheit und Komplexität, in denen sie sich mit ihren Lesern unterhält, und auf ihre unaufdringliche und distanzierte, doch zugleich sehr nahe Weise Trost spendet. Obwohl sie sehr ernste, ja existentielle Probleme aufgreift, tut sie das scheinbar beiläufig, mit Witz, sanfter Ironie und



Selbstironie und überraschenden Pointen: „Wenn ich schreibe, habe ich immer das Gefühl, jemand steht hinter mir und schneidet Grimassen. Deshalb hüte ich mich, so gut ich kann, vor großen Worten.“

Weil die Lyrikerin öffentliche Auftritte und lange Reden vermied, fiel ihr Vortrag, den sie als Literaturpreisträgerin verpflichtet zu halten war, mit vier Schreibmaschinenseiten denkbar knapp aus. Wisława Szymborska, die erste Frau im Kreis der vier polnischen und die neunte unter den damaligen 97 Literaturnobelpreisträgern, hielt am 10. Dezember 1996 vor der Königlichen Schwedischen Akademie in Stockholm ihre Rede „Der Dichter und die Welt“, die sie mit folgenden Worten beendete: „In der Sprache der Dichtung, wo jedes Wort ins Gewicht fällt, ist jedoch nichts einfach und normal. Kein Stein und keine Wolke über ihm. Kein Tag und keine ihm folgende Nacht. Und vor allem kein Sein von wem auch immer auf dieser Welt.“

Foto:

Quelle: [Wikipedia.org](https://de.wikipedia.org/wiki/Wisława_Szymborska)

Wisława Szymborska

2010 in Prag

Mehr Bilder auf Wikipedia

unter „Wisława Szymborska“

Kati Schwabach

Die Entscheidung

- nach einer wahren Begebenheit -

Der schmale Körper ihrer neunjährigen Tochter zittert noch in ihren Armen. Isabell war schon immer kleiner als ihr Zwillingbruder Max. Er war als erstes gekommen und in jeder Hinsicht ihr älterer Bruder.

Aber heute hatte er seiner Schwester nicht helfen können.

Anne seufzt tief und streichelt weiter über den Rücken ihrer wimmernden Tochter. So verzweifelt hat Anne Isabell noch nie gesehen. Wie sie da vorhin zur Haustür hineingestürzt war, den Schulrucksack weit von sich werfend. Und dann war sie in den Armen ihrer Mutter zusammengebrochen.

Kati Schwabach, geb. 1968 in Eisenach, aufgewachsen in Ost-Berlin, hat mit 9 erste Gedichte geschrieben und mit 17 den ersten Roman. Nach einer langen kreativen Pausen, Heirat und vier Kindern hat sie mit 40 wieder begonnen, Gedichte und Geschichten zu schreiben. Erste Romanveröffentlichung: „Wolfsnest – Sturm über dem Fluß“. Ausbildungen u.a. als Sekretärin, Heilpraktiker, Permakultur-Design, Psychol. Gesprächsberaterin, Spirituelle Wegbegleiterin.

Max steht unglücklich und hilflos daneben. Lange weint Isabell und es dauert noch länger, bis Anne endlich versteht, was eigentlich passiert ist.

Nach drei freien Monaten zu Hause sind ihre Kinder seit zwei Tagen wieder in der Schule – auf richterliche Anordnung.

Drei Monate des Friedens. Eine Zeit, in der Isabell und Max glücklich waren.

Sie hatten all das einfach weitergemacht, was sie in den Sommerferien angefangen hatten. Max interessierte sich brennend dafür, wie Städte geplant und gebaut werden. Er hatte sich Bücher aus der Bibliothek besorgt und sehr sorgfältig gelesen. Und

dann begann er, mit Computerspielen Städte selbst zu bauen. Oder er nahm draußen, was er finden konnte, Stein, Holz, Lehm, Sand, und konstruierte ganze Königreiche. Anne konnte genau beobachten, was sie in vielen Büchern gelesen hatte: Kinder lernen sehr intensiv, wenn sie selbst entscheiden dürfen, was sie lernen wollen. Max lernte nichts auswendig oder hämmerte sich langweilige Zahlentabellen ins Hirn. Er lernte, indem er immer wieder von neuem konstruierte und baute, worüber er gelesen hatte. Und wenn er

ein Pause brauchte, stand er einfach auf und tat etwas anderes.

Isabell hatte ihr Interesse am Gärtnern entdeckt. Anne und sie säten im Frühjahr eine Unmenge Blumensamen im Garten ausgesät und sah dann voller Staunen dem Wachsen und Werden der kleinen Pflänzchen zu. Sie schaute sich über viele Tage hinweg intensiv Annes dicken Gartenbildband an. Dannach nahm sie sich Bücher mit Gartenanleitungen vor und begann mit ihren neun Jahren zu planen. Eines Tages meinte sie dann zu Anne: „Mama, ich mache jetzt einen Elfengarten.“ Es gab einen großen Holunderbusch in einer Ecke des Gartens. Dort ließ sich Isabell von ihrem Vater Florian ein Stück Rasen herausheben, sammelte Steine, bat ihre Eltern um Ableger der Pflanzen, die sie sich ausgesucht hatte, und liess sich zum Geburtstag von den Großeltern eine wunderschöne große Elfenfigur schenken. Isabell erschuf sich mit erstaunlicher Beharrlichkeit ihren ganz eigenen, verwunschenen Zufluchtsort. Der Elfengarten wurde der wichtigste Ort für Isabell. Hierher verkroch sie sich mit einem alten Sitzkissen und ihren Lieblingsbüchern, hier träumte sie und schrieb in ihr Tagebuch. Anne spürte, wie sehr Isebell diese Autonomie brauchte, wie es ihr guttat, nicht ständig kontrolliert und fremdbestimmt zu sein – wie in der Schule. Ihr Kind war glücklich und dann war es Anne auch.

Bevor Anne und Florian ihre Kinder zu Hause gelassen hatten, war vor allem die Zeit der Hausaufgaben für alle eine wahre Tortur gewesen. Ihre kostbare Freizeit – die Zeit, in der die Kinder frei waren - wurde sie mit sinnlosen Hausaufgaben gefüllt, die sie endlos langweilten. Isabell erledigte sie immer am Küchentisch, denn sie wollte nicht allein sein dabei und Anne, die zu Hause arbeitete, konnte sich darauf einstellen. Die meiste Hilfe, die

© Florian Czech



Isabell wollte, bestand darin, ihr die Energie zu geben, die Hausaufgaben überhaupt fertig zu bekommen. Nicht der Inhalt machte ihr Mühe, sondern der Sinn. Und so vergingen oft viele Stunden damit. Isabell hätte lieber gelernt, was sie gerade begeisterte, und Max ging es ebenso.

Anne und Florian, die beide ein Hochschulstudium absolviert hatten – Anne war Übersetzerin und Florian Informatiker – konnten sich lange keinen anderen Lernort als die Schule und Hausaufgaben als Selbstverständlichkeit vorstellen. Sie selbst waren erfolgreich durch die Schulzeit gegangen und machten sich keine Gedanken darüber, dass es ihren Kindern einmal anders ergehen könnte. Noch nicht.

Isabell weint nicht mehr. Sie schmiegt sich an ihre Mutter, die Hand liegt in der des Bruders. Max sitzt mit niedergeschlagenen Augen daneben und schweigt. Anne streicht ihm über das krause Haar.

„Es ist nicht deine Schuld Max. Sie waren einfach in der Überzahl.“ sagt sie sanft.

Max blickt sie an, verzweifelt, fragend. Anne lächelt ihn an und dann endlich nickt er tapfer und schleicht sich aus der Küche.

Anne umfängt wieder ihre Tochter und wiegt sie wie damals, als Isabell noch ein Kleinkind war und sich die Knie aufgeschürft hatte. Doch diesmal ist die Wunde viel schlimmer.

Anne sieht aus aus dem Küchenfenster in den Garten. Sie kann Isabells Holunderbusch sehen.

Anne fühlt sich Innen wund, hätte am liebsten auch losgeheult. Doch sie muß sich zusammenreißen. Isabell braucht sie jetzt als Stütze. Entsetzen schüttelt sie. Was war ihrem kleinen Mädchen angetan worden, ihrem Schatz! Und auch ihrem kleinen Jungen. Wie tapfer er gewesen war, hatte versucht, seiner Schwester gegen die Übermacht der Gruppe auf dem Schulhof zu helfen. Kein Erwachsener war gekommen - und dann erst viel zu spät. Auch wenn der Körper nicht verletzt war, die Seele war es sehr wohl. Sogar zwei.

Anne streichelt Isabells Haar. Was können sie jetzt noch tun? Und was wird Florian sagen?

Als Anne und Florian vor langer Zeit begriffen hatten, dass sie ihren Zwillingen weder das Laufen noch das Essen beibringen mußten, begannen sie, ihre Kinder zu beobachten. Beide erkannten, dass Kinder offensichtlich sehr genau wußten, wie und was sie lernen wollten. Jedes der Kinder hatte seine ganz eigene Zeit. Isabell lernte schnell laufen. Sie wollte sehen, was in ihrer Welt alles geschah und sich bewegen. Max hingegen

untersuchte erst sorgfältig seine greifbare Umgebung, bevor er sich in Bewegung setzte. Diese grundlegenden Eigenschaften blieben auch, als die Kinder in den Kindergarten gingen. Isabell saugte alles Neue auf und schloß schnell Freundschaften. Max war vorsichtig, dafür aber genau.

Als Max anfang, sich selbst das Lesen beizubringen, war Anne endgültig klar, dass das, was die Kinder hier ganz natürlich taten, nichts mit dem zu tun hatte, was sie in der Schule erwarten würde.

Sie mußte immer lächeln, wenn sie an jenen Sonntagmorgen dachte, als Max das erste Mal eine Zeitung studierte. Da war er fünf. Er sass hochkonzentriert in Papas Bett, vor sich die aufgeschlagene Zeitung, deren riesige Seiten er nicht halten konnte. Erst hatte Anne gedacht, er wolle seinen Papa nachahmen. Sie brachte ihm eine Tasse Kakao und sagte in einem gespielten Ton zu ihm: "Möchtest Du einen Kaffee?" Aber Max reagierte nur mit einem unwilligen: "Mama, stör mich jetzt nicht." und starrte weiter angestrengt auf die Buchstaben. Sein kleiner Finger glitt über die Worte, wobei er immer leicht auf eines der schwarzen Zeichen tippte. Er murmelte dabei vor sich hin. In dem Moment begriff Anne staunend, dass ihr kleiner Max ernsthaft versuchte zu lesen. Am nächsten Tag kaufte sie ein Buchstaben-Spiel aus Holz.

Max und Isabell, die sich ihrem Bruder bald anschloß, spielten es nicht lange; denn bald schon war es ihnen zu langweilig. Max wollte wissen, wie die ganzen Wörter zu den Bildern aussehen und nachdem Anne sie ihm auf einem Stück Papier vorgeschrieben hatte, verbrachte er die meiste Zeit damit, immer und immer wieder diese Wörter

©Florian Czech



nachzumalen. Abends bei der Gutenachtgeschichte wollte er, dass Mama und Papa ihm die Wörter im Buch zeigten. Anne konnte sich noch gut an ihre und Florians Begeisterung erinnern. Sie waren unheimlich stolz auf ihren Sohn. Fasziniert beobachteten sie, wie Max sich im Laufe der Zeit Stück für Stück die Welt des geschriebenen Wortes eroberte. Es dauerte nicht lange und er las sich die Gutenachtgeschichte selbst vor.

Das war der Zeitpunkt, an dem Anne und Florian begannen, Bücher über das Lernen, die neuesten Erkenntnisse der Hirnforschung und die vielen pädagogischen Konzepte zu lesen, von denen sie noch nie etwas gehört hatten. Immer mehr vertrauten die jungen Eltern dem ganz natürlichen Wissensdurst ihrer Kinder.

Anne und Florian wurde immer klarer, was sie für ihre Kinder wirklich wollten: Isabell und Max sollten den größtmöglichen Freiraum bekommen, um so lernen zu können. Damals hatten sie nicht ahnen können, welche Schwierigkeiten ihnen diese Erkenntnis bringen würde. Für sie als Eltern war es nur eine folgerichtige Konsequenz aus all ihren Nachforschungen und Beobachtungen.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Anne liegt in ihrem Bett, eine kleine Nachtlampe verbreitet behagliches Licht. Isabell und Max kuscheln sich an sie. Tiefe Atemzüge begleiten ihren friedlichen Schlaf.

'Vielleicht ist das ja schon wieder eine zu enge Bindung zur Mutter, dass ich meine Kinder nach so einem Tag bei mir schlafen lasse.' denkt Anne bitter. Genau das hatten ihr Lehrer und Schulpsychologen immer wieder vorgeworfen. Sie und Florian könnten ihre Kinder nicht loslassen. 'Soll das etwa heißen, jeden Tag sein Kind dahin zwingen zu müssen, wo es stundenlang unter verbaler und körperlicher Gewalt zu leiden hat? Und sie dann jeden Abend wieder aufbauen müssen, um sie dann nur wieder am Morgen dorthin zu schicken? Wird das etwa unter „Loslassen“ verstanden?' denkt sie zum tausendsten Mal empört.

Damals, nach einem der vielen Gespräche im Schulamt, hatte sie es das erste Mal gedacht, aber nicht ausgesprochen. Damals hatte sie der enttäuschenden Erkenntnis nicht mehr ausweichen können, dass weder die Schule noch die Behörde ein Interesse an einer gemeinsamen Lösung hatten. Annes und Florians Bemühungen waren gescheitert. Nur die Einschätzung der Schule und des Schulamtes hatte gezählt, nicht die Meinung der Eltern. Gehört hatte man sie, selbstverständlich. Aber nicht ernst genommen. Die Lehrer waren nicht daran interessiert, die Bedürfnisse und Wünsche der Familien zu berücksichtigen. Und Anne wußte auch warum. Die Lehrer waren hoffnungslos überfordert und allein gelassen mit ihren immer größer werdenden Klassen und den steigenden Anforderungen.

Aber Anne, und wie sie nun wußte, auch viele andere Mütter und Väter, fühlten sich ebenfalls alleingelassen.

Anne hört die Tür klappen. Florian kommt endlich. Sie steht vorsichtig auf, um die Kinder nicht zu wecken.

Am Küchentisch sitzen sie sich dann gegenüber. Florian streicht ihr tröstend über die Hand, während Anne mit der anderen ihre Tränen fortwischt. Anne weiß, dass er sie nicht nur tröstet, sondern sich gleichzeitig an seiner Frau festhält. Noch einmal durchlebt sie all den Schmerz, die Hilflosigkeit, das tiefe Mitgefühl: Das Gefühl einer Mutter, wenn ihrem Kind wehgetan wird. Und sie es nicht beschützen konnte.

Sie erzählt ihm, was ihre Kinder heute erlebt haben. Heute - zwei Tage, nachdem sie wieder aufgrund der juristischen Androhung von Sorgerechtsentzug zur Schule mußten.

Anne und Florian hatten wirklich versucht, den Forderungen der Lehrer und vor allem des Schulrates gerecht zu werden. Niemals zuvor wollten sie sich mit den Behörden anlegen, irgend etwas auskämpfen oder erstreiten. Sie waren eigentlich keine Revoluzer. Bevor sie den Antrag gestellt hatten, ihre Kinder zu Hause unterrichten zu dürfen mit der Option, regelmäßig vom Schulamt überprüft zu werden, hatten sie recherchiert und die Gesetze gelesen, mit anderen Familien in ähnlichen Situationen Kontakt aufgenommen und mit Vereinen und Initiativen für Bildungsfreiheit auch. Sie fanden sogar in den Menschenrechten den Artikel 26, Absatz 3: „Die Eltern haben ein vorrangiges Recht, die Art von Bildung zu wählen, die ihren Kindern zuteil werden soll.“ Sie hatten alles genau geprüft und überdacht. Das Grundgesetz verbietet es nicht, Kinder zu Hause zu

©Florian Czech



unterrichten. „Homeschooling“ wird das genannt und es ist ein Bildungsmodell, keine Weltanschauung. Anne und Florian hatten von religiösen Gruppen gehört, die ihre Kinder selbst unterrichten wollten, um sie vor der „Welt da draußen“ zu bewahren. Sie beide hatten keine weltanschaulichen Gründe dafür, ihre Kinder zu Hause lernen zu lassen. Sie wollten einfach nur ihrer Verantwortung gerecht werden, ihre Kinder optimal zu fördern. Dagegen konnte doch niemand etwas haben. Es mußte doch in einer demokratischen Gesellschaft möglich sein, individuelle Lernräume zu schaffen.

Sie wollten es versuchen und hielten sich für vorbereitet genug, um einen offiziellen Antrag an das Schulamt zu stellen, ihre Kinder zu Hause unterrichten zu dürfen. Überprüfbar. Natürlich, dazu waren sie mehr als bereit; denn Hilfe von erfahrenen Lehrkräften war ihnen willkommen. Und Schulmaterial gab es ja auch genügend für Schulkinder. Warum sollten sie das nicht auch zu Hause nutzen können.

Das war in den letzten Sommerferien.

Anne laufen schon wieder die Tränen über die Wangen.

Fragend sieht sie Florian an. „Wie kann so etwas nur passieren? Wie kann das nur geschehen an einer öffentlichen, staatlichen Schule? Florian, all das wollten wir verhindern. Dass unsere Kinder genau unter diesen Bedingungen zu leiden haben. Dass sie nicht mehr lernen können, weil sie Angst haben. Von Schule zu Schule ist es schlimmer geworden. Wie kann es passieren, dass diese Jungs ihr das angetan haben? Stell dir vor, kein Lehrer, keine Aufsichtsperson war da. Sie konnten sie einfach einkreisen, sie schlagen, sie treten und ihr ... „ Anne schluckt schwer, schließt die Augen und heult laut auf: „ ... ihr das Höschen runterziehen und sie anfassen.“ Florian nimmt sie in den Arm und wiegt sie wie ein Kind. Auch ihm stehen Tränen in den Augen.

„Florian, sie ist erst neun.“ schluchzt Anne. Sie fühlt sich nicht nur als Mutter, sondern auch als Frau in ihrer Weiblichkeit zutiefst getroffen. „Und der arme Max konnte nichts tun als zusehen. Sie haben ihn festgehalten. Und sie haben sie beschimpft als Schulschwänzer und faule Säcke und ... “ Annes Stimme bricht. Es tut zu weh.

Florian versucht in seiner ruhigen Art, nicht alles noch schlimmer zu machen. Anne kann es genau spüren und sie ist ihm sehr dankbar dafür. Sie weiß, auch ihm fällt es schwer, das auszuhalten. Auch er hat seine Kinder nicht beschützen können.

„Anne, diese Kinder sind auch erst neun oder zehn. Sie wissen nicht, was sie getan haben. Glaub mir, sie haben auch nur ihre Wut und ihren Frust an unseren Kindern ausgelassen, weil sie selbst gern freier wären und es nicht sein können.“

Beide schweigen, halten sich fest umschlungen. Und in die Stille hinein fragt Anne: „Hätten wir das verhindern können?“

Florian seufzt. Es dauert lange, bis er antworten kann.

„Ich weiß es nicht.“ sagt er schließlich. „Und ich glaube nicht, dass das wirklich die Frage ist, die wir jetzt stellen müssen. Niemand kann vorher wissen, was passiert. Wir sollten uns lieber fragen, welche Konsequenzen wir daraus ziehen wollen.“

Anne sieht ihn aufmerksam an.

„Sie gehen auf keinen Fall mehr dahin.“ sagt sie bestimmt.

„Eben.“ antwortet Florian fest und nickt.

Sie holen Papier und Stifte, kochen sich einen Kaffee und planen. Nochmal einen Schulwechsel verkraftet die ganze Familie nicht. Es würde nur wieder alles von vorne beginnen. Da sind sie sich einig. Selbst eine der privaten Schulen, für die man obendrein Geld bezahlen muß, kommt nicht mehr in Frage. Die Erfahrung haben sie schon gemacht. Es gibt nicht viel, was dort anders wäre. Und Experimente können und wollen sie sich nicht mehr leisten.

Florian hat vor einiger Zeit ein Angebot bekommen, in Spanien für seine Firma zu arbeiten. Damals hatte er abgelehnt, denn sie leben gern in ihrer Heimat. Die ländliche Gegend hier ist wunderschön und das Klima ideal. Hier sind die Freunde, die Verwandten.

Das Angebot von Florians Firma ist immer noch aktuell. Plötzlich ist es ihre Chance, ihren Kindern das zu ermöglichen, was sie wirklich brauchen: Freiheit. Freiheit davon, Dinge lernen zu müssen, die sie verhindern, selbstbewußte, kreative und verantwortungsvolle Menschen zu werden: Dass, egal ob Deutsch, Mathematik oder Kunst, die Stunde erst zu Ende ist, wenn es klingelt. Und dass man bis dahin sitzen zu bleiben hat. Dass man sich keine Gedanken machen muss, was man morgen tun möchte, denn es gibt ja einen Stundenplan. Dass es nicht darum geht, was der Mensch selbst will, sondern darum, was von ihm verlangt wird. Dass ein musikalischer Einfall in der Mathestunde nichts zu suchen hat. Und, dass die Menschen, mit denen sie viele Stunden verbringen, ihre Feinde sind.

Anne und Florian haben sich entschieden.

In dieser schicksalhaften Nacht am Küchentisch nimmt Florian Annes Hände in seine, sieht sie lange an und sagt: „Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Eines Tages wird es Bildungsfreiheit für Kinder in Deutschland geben. Und dann kehren wir zurück.“

Wettbewerbe und Stipendien

Einsendeschluss: 15. März 2012

Krimi-Schreibwettbewerb: "Römer"

Zum sechsten Mal hat der Odenwaldkreis einen Krimi-Schreibwettbewerb ausgelobt, der einem besonderen Motto folgt und möglichst viele Talente herausfordern will – ob jung oder alt, ob elf oder 101 Jahre. Nach der „Spurensuche“ aus dem zurück liegenden Jahr heißt die nächste Auflage 2012 nun schlicht und einfach „Römer“.

Dotierung:

Der Hauptpreis für den bestbewerteten Beitrag beträgt 2.000 Euro, gespendet von der Sparkasse Odenwaldkreis. Als zweiter Preis ist ein Erlebniswochenende unter dem Motto „Auf den Spuren der Römer“ am Odenwald-Limes angekündigt, gestiftet vom Hotel „Talblick“ in Michelstadt-Vielbrunn. Ein „Römer-Gelage“ verspricht der dritte Preis, ausgelobt vom Odenwald-Gasthaus „Mümlingstube“ in Erbach samt Eintritt und Führung im Schloss Erbach mit seinem Römerzimmer. Bei der Preisverleihung im September gibt's zudem den von der Mossautaler Privatbrauerei Schmucker gesponserten Publikumspreis von 250 Euro zu gewinnen.

Weiteres:

<http://www.odenwaldkreis.de/index.php?funktion=presseartikel.php&selected=1&id=2704>

Einsendeschluß 15. März 2012

Shortcuts - Westfälischer Kurzhörspiel-Award

Wer Radio hört, stolpert über sie. Und wundert sich. Das Format ist eigenwillig, schräg, unberechenbar - und immer unterhaltsam. Die Rede ist von Kurzhörspielen. Sie setzen ebenso schillernde wie erhellende radiophone Akzente.

Die Spots dauern oft nicht länger als eine Minute und sind thematisch offen. Bei der

Realisierung kommen alle tontechnischen Spielarten zum Einsatz.

"Shortcuts" möchte westfälische Autorinnen und Autoren auf solche literarischen Abenteuerspielplätze locken. Dies soll in Form eines Wettbewerbs geschehen. Die zehn besten Beiträge werden prämiert und tontechnisch professionell realisiert. Das Einsprechen der Texte erfolgt durch bekannte TheaterschauspielerInnen.

Die 10 Siegerbeiträge werden in Form einer öffentlichen Präsentation im Museum für Westfälische Literatur vorgestellt. Sie werden außerdem auf einer CD sowie im Internet veröffentlicht.

Umfang des eingereichten Textes: maximal 1 DIN-A4-Seite

- Der Autor, die Autorin muss aus Westfalen stammen, in Westfalen leben oder es muss ein thematischer Bezug zu Westfalen vorliegen.
- Es dürfen pro TeilnehmerIn maximal drei Beiträge eingereicht werden.
- Der Wettbewerb ist offen für alle Themen, Genres und Formen.
- Die eingesandten Texte dürfen noch nicht im Rahmen eines Hörspiels realisiert worden sein.
- Der Autor/die Autorin behält die Rechte an seinem/ihrem Text. Die Veranstalter behalten sich jedoch vor, die Texte nach eigenen Vorstellungen in Hörspielform zu realisieren.

Dotierung: 1. Preis 1.000 Euro / 2. Preis 500 Euro / 3. Preis 300 Euro

Einsendung an:

LWL-Literaturkommission für Westfalen

Erbdrostenhof

Salzstr. 38

48133 Münster

oder per E-Mail an: steffen.stadthaus@lwl.org

Einsendeschluss 31. März 2012.

Förderpreis Lionsclub Hamburg-Moorweide

Kurzgeschichten; Thema "Rollen-Spiele" (unveröffentlicht)

Der LC Lions Club Moorweide lobt zum sechsten Mal einen Leser-Förderpreis für Autoren aus, die bislang nicht oder kaum veröffentlicht haben. Der Text darf 11 Normseiten (30 Zeilen à 60 Anschläge) nicht überschreiten. Texte, die dieses Kriterium nicht erfüllen, werden nicht berücksichtigt. Wir bitten um Einsendung ausschließlich als Word Datei (Anhang zur E-mail) an die E-Mail-Adresse lc.moorweide@googlemail.com zusammen mit einer maximal vierzeiligen Vita – beides in einem Dokument.

Wir bitten die Autorinnen und Autoren außerdem, dafür Sorge zu tragen, die E-Mail-Adresse während des Laufs der Ausschreibung auch weiterhin zur Verfügung zu halten. Wenn die Entscheidung gefallen ist, werden alle teilnehmenden Autoren und Autorinnen unterrichtet.

Im Hinblick auf die sehr zahlreichen Einsendungen haben mehrfache E-Mail-Adresswechsel in der Vergangenheit zu einem erheblichen Verwaltungsmehraufwand geführt.

Und jetzt kommt eine "Warnung" an die Autoren und Autorinnen: Wir sind eine Jury aus beruflich sehr eingespannten Lesern und Leserinnen. Die vergangenen Ausschreibungen haben gezeigt, dass die Auswertung immer länger gedauert hat, als wir dies wollten. Wir lesen sorgfältig und besprechen das Gelesene in Gruppen und am Ende im Gesamtplenium. Beim letzten Mal - fast 500 Eingänge - hat der Entscheidungsprozess sich über fast ein Jahr hingezogen. Wir bitten also um Geduld und auch darum, von Rückfragen abzusehen. Wir können und werden sie nicht beantworten.

Unter den Einsendern werden möglicherweise weitere Beiträge für eine Anthologie ausgewählt. Jedenfalls haben wir bei den fünf früheren Ausschreibungen mit ausgewählten Texten jeweils ein Buch veröffentlicht. Mit der Einsendung erklären sich die Teilnehmer mit einer Veröffentlichung einverstanden. Die Rechte verbleiben selbstverständlich bei den Autorinnen und Autoren. Ein Honorar für die Veröffentlichung können wir nicht zahlen, aber jeder Autor/jede Autorin erhält ein Belegexemplar.

Dotierung:

Der Preis besteht aus 1.500 Euro und kann unter mehreren Preisträgern aufgeteilt werden, sowie Sachleistungen (Reise nach Hamburg zu einer Lesung, Übernachtung/Aufenthalt in Hamburg).

Einsendebeginn: 1. April 2012

Einsendeschluss: 1. Juni 2012

(Einsendungen außerhalb dieses Zeitraumes können nicht akzeptiert werden. Es gilt das Datum des Poststempels.)

Die Stadt Bad Dürkheim vergibt 2012 im Rahmen ihres Literatur-Wettbewerbes zum achten Mal den "Limburg-Preis" für Erzählungen.

Ausgerichtet wird der Wettbewerb vom Kunstverein Bad Dürkheim. Teilnahmeberechtigt ist jeder, der das 40. Lebensjahr noch nicht vollendet hat

Weiteres: <http://www.kunstverein-bad-duerkheim.de/>

Dotierung: Preisgeld: 4.000 Euro

IMPRESSUM

eXperimenta Online und Radio Magazin für Literatur und Kunst

www.eXperimenta.de

Herausgegeben vom INKAS - INstitut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Magister-Faust Gasse 37 in 55545 Bad Kreuznach und Dr.-Siegilitz Straße 49 in 55541 Bingen. eMail: redaktion@eXperimenta.de

Redaktionsanschrift: eXperimenta Dr. Sieglitz Str. 49 55411 Bingen

Herausgeber: Rüdiger Heins, Carolina Butto Zarzar und Luise Hepp

Chefredaktion: Sabine Aha und Gabi Kremeskötter

Redaktion: Angelika Knipfer (Preise, Stipendien und arte Literatur), Emmanuel Losch (Leserbriefe), Joachim Mols und Saskia Pasi3n (Herstellung und Layout)

Auflage: 15.857

Einsendungen: Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:

redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung.

Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS INstitut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich.

Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

 ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de:0131-eXperimenta-2012-032

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien: Florian Czech, Susanne van Hulst, Susanne Schug, wikipedia.de/.org

Titelbild nach einer Vorlage von „Bodoklecksell“ wikipedia.org

Saitenblicke Festival 2012

Feine handgemachte Musik

Joyne Hands

Gitarrenclub der Musikschule Saarbrücken

Allgäier & Adam

Chansons und Lieder

Jean Pascal Boffo

Melodien und Emotionen in fein ziselierter Synthese

Greg Lamy

& Paulo Simoes

überraschende Komplizen der Gitarre

Mi 21. - Sa 24. März 20:00 Uhr

Theater im Viertel Saarbrücken

Hans Magnus
ENZENSBERGER

**DER
UNTERGANG
DER
TITANIC**

Gelesen von
Norbert Gutenberg

Theater im Viertel Saarbrücken Do 12. April 20:00 Uhr
Karten & Info: (0681) 3 90 46 02 karten@dastiv.de www.dastiv.de